

Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 800 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 70



Der Meister des Satans

Damona King Nr. 64

von Wolfgang Hohlbein

erschienen am 27.07.1981

Titelbild von Manuel Prieto

Der Meister des Satans

Die See war an diesem Tag so ruhig, daß selbst das leise Geräusch der ins Wasser tauchenden Ruderblätter wie das Tosen eines Wasserfalles zu klingen schien. Es war dunkel, aber es war eine seltsame, wattige Dunkelheit, in der nicht nur Licht, sondern auch die Geräusche des Hafens und der Stadt zu versickern schienen. Selbst der Mond wirkte fremd und beunruhigend – eine bleiche, fleckige Scheibe, die kein Licht spendete, sondern wie ein scharf ausgestanztes Loch im Himmel aussah. Bettalina hatte den Entschluß, Sheldon auf diesem nächtlichen Ausflug zu begleiten, schon lange bereut. Aber sie hatte bisher einfach nicht den Mut aufgebracht, ihm zu sagen, daß sie sich hier nicht wohl fühlte, daß ihr die Umgebung Unbehagen bereitete und sie im Grunde Angst hatte und nach Hause wollte. Sie versuchte, das langsam aufkeimende Gefühl der Furcht zu ignorieren und drehte sich um, um zum Ufer zurückzusehen.

Sie waren erst vor wenigen Augenblicken losgefahren, aber die Kaimauer war längst im Dunkel versunken und zu einem Teil der Nacht geworden. Rechts von ihrem Boot glänzte ein Meer heller Lichter, durchsetzt von kleinen, bunten, auf- und abblitzenden Sternen; der Yachthafen. Musikfetzen und undeutliche Stimmen wehten durch die Nacht zu ihnen herüber. Dahinter erhob sich die Lichtglocke der Riesenstadt New York, deren City zu dieser Uhrzeit erst richtig erwachte. Aber selbst der Glanz der Millionenstadt schien gedämpft, als hätte jemand einen unsichtbaren, lichtabsorbierenden Schleier über der Stadt ausgebreitet.

Bettalina schauderte.

Sheldon bemerkte ihr Zusammenzucken, aber er schien es falsch auszulegen. Er hob die Ruder aus dem Wasser, schälte sich umständlich aus seiner Jacke und legte sie um Bettalinas Schultern. »Es wird rasch kalt hier draußen«, sagte er überflüssigerweise.

Bettalina erwiderte sein Lächeln flüchtig und starrte an ihm vorbei zum gegenüberliegenden Ufer. Nacht und Entfernung hatte es zu einer drohenden, zweidimensionalen Silhouette werden lassen; eine schwarze, kompakte Masse aus unidentifizierbaren Umrissen und bizarren Türmen. Das Bild erinnerte Bettalina an jene Art von Schlössern, die man häufig in Zeichentrick- oder Märchenfilmen sieht: Schwarze Ungeheuer aus Stein und Materie gewordener Furcht, bewohnt von dunklen Zauberern und Magiern, und fast immer auf unbeschreibbaren Gipfeln oder inmitten grundloser Seen gelegen.

Der Gedanke erschien ihr so albern und kindisch, daß sie normalerweise laut darüber gelacht hätte. Aber heute war ihr nicht zum Lachen. Es war, als ob sich mit der Dunkelheit eine schwarze, erstickende Decke ausgebreitet hatte, etwas, das sich wie eine unbegreifliche und unsichtbare Barriere zwischen sie und die reale Welt geschoben hatte und langsam ihr Denken vergiftete.

Das Ufer kam rasch näher, als Sheldon sich mit der ganzen Kraft seines jugendlichen Körpers in die Riemen legte. Gleichzeitig fielen die Geräusche des Yachthafens und die Lichter der Stadt zurück.

Der Bootsrumpf fuhr scharrend über Sand und Kies, als sie das Ufer erreichten. Es war das einzige Geräusch weit und breit.

Sheldon zog die Ruder ein, sprang leichtfüßig auf den Strand hinaus und half Bettalina beim Aussteigen. Dann zog er das Boot ganz auf den feinkörnigen Sandstrand hinauf und überzeugte sich pedantisch davon, daß es nicht von einer unvorhergesehenen Welle mitgerissen werden konnte.

»Da wären wir«, sagte er dann. »Coney Island – das größte Vergnügungsparadies der Stadt. Und heute abend ganz allein für uns zwei geöffnet.« Er grinste, und für einen Moment fühlte sich Bettalina von seinem überschäumenden Tatendrang mitgerissen.

Aber nur für einen Moment. Zu Anfang hatte sie Sheldons Idee, einfach ein Boot zu nehmen und zu dem stillgelegten Vergnügungspark hinüberzurudern, begeistert. Aber mit jedem Schritt, den sie tiefer in die Geisterstadt aus Bretterbuden und verrottenden Wellblechhütten eindrangen, schien sich das Gefühl der Bedrohung, des Unwirklichen, zu verstärken.

Coney Island war eine regelrechte Stadt mit Straßen, Plätzen und Gebäuden. Das fahle Mondlicht ließ die Farben verblassen, aber es legte auch einen barmherzigen Schleier über die überall sichtbaren Zeichen des Verfalls; abgeblätterter Lack, heruntergefallene Dachziegel. Türen, die schräg und halbverfault in ihren Angeln hingen.

Sie kamen an einer verlassenen Geisterbahn vorbei. Jemand hatte die Bretter, mit denen der Eingang zugenagelt gewesen war, heruntergerissen, und der gähnende schwarze Schlund erschien ihr wie ein Tor zu einer fremden, geheimnisvollen Welt. Sie blieb stehen.

Über dem Eingang glotzten sie die Augen eines Fantasiemonsters an, ein hornköpfiges, geschupptes Ungeheuer, vor dem sich wahrscheinlich nicht einmal kleine Kinder erschrecken würden. Daneben war etwas, das vage an eine menschliche Gestalt erinnerte, aber Regen und Zeit hatten die lackierte Oberfläche aufgebrochen und den Pappmachékörper zu einer verquollenen, weißgrauen Masse werden lassen. Das einzige, was noch zu erkennen war, war eine Hand; eine Laune der Witterung hatte sie vor dem Zerfall bewahrt. Sie ragte weiß und zu einer Klaue verkrümmt aus dem Rest der aufgeschwemmten Masse, fast so, als hätte hier ein fantastisches Protoplasmawesen einen Menschen verschlungen.

Bettalina schüttelte sich. Obwohl der Anblick sie entsetzte, verspürte sie gleichzeitig eine morbide Faszination. Die drängende, an Panik grenzende Angst wich allmählich jener Art wohligen Grauens, das sie im Kino oder bei der Lektüre eines besonders gelungenen Horrorromans empfand. Sie spürte, wie ihr Herz wild und hart zu hämmern begann. Ihre Finger krallten sich so fest in Sheldons Oberarm, daß der junge Mann zusammenzuckte.

Er grinste. »Na, habe ich zuviel versprochen? Deine ganz persönliche Horrorshow.«

Bettalina schüttelte den Kopf ohne zu antworten. Sheldons Stimme hatte seltsam laut und durchdringend geklungen, obwohl er sich Mühe gab, leise zu sein. Aber die verlassenen Gebäude schienen jedes Geräusch zu verstärken und tausendfach verzerrt zurückzuwerfen.

Nein; nicht jedes, verbesserte sie sich in Gedanken. Das Geräusch ihrer Schritte beispielsweise war kaum zu hören. Der Boden schien die Laute aufzusaugen.

Irgendwo klapperte etwas – ein loser Fensterrahmen vielleicht.

Eine Tür, die sich im Wind bewegte. Bettalina fuhr zusammen, lächelte unsicher und schmiegte sich enger an Sheldon. »Gehen wir weiter«, sagte sie leise. Ihre Stimme bebte.

Sie drangen tiefer in das Labyrinth aus Geisterbahnen, Schießbuden, Riesenrädern und Schiffschaukeln und tausend anderen Jahrmarktsattraktionen ein. Bettalina versuchte sich vorzustellen, wie es hier ausgesehen haben mochte, als Coney Island noch nicht aufgegeben, sondern eine der größten Attraktionen New Yorks gewesen war. Coney Island, die Insel der Träume, auf der Illusionen und Wünsche für ein paar Stunden wahr werden konnten. Plötzlich glaubte sie Stimmen zu hören, das dumpfe Raunen einer riesigen Menschenmenge, die die engen Gassen bevölkerte. Kinderlachen, die Stimmen der Ausrufer, die sich gegenseitig zu überbrüllen versuchten, das Plärren von einem Dutzend Lautsprechern. In ihrer Phantasie wurde der Vergnügungspark mit all seinen Farben und Lauten, seinem Treiben, dem Lachen und den fröhlichen Kindern, die ihre Mütter um ein paar Cent für die Geisterbahn anbettelten, noch einmal lebendig. Dann verschwand die Illusion, und statt dessen tauchte noch einmal die weiße, verquollene Masse aus Pappmaché und Klebstoff auf. Eine verkrampfte menschliche Hand ragte daraus hervor. Die Musik in ihren Ohren wurde schrill und mißtönend, eine kreischende Kakophonie des Grauens, und all die fröhlichen, heiteren Menschen, mit denen ihre Phantasie die Halbinsel bevölkert hatte, begannen sich auf erschreckende Weise zu verändern.

Ihre Gesichter wirkten plötzlich verzerrt. In den Augen, die Bettalina hilfesuchend anzustarren schienen, stand ein Ausdruck unbeschreiblicher Qual.

Bettalina ballte die Fäuste, riß die Augen auf und versuchte, den gräßlichen Anblick zu verscheuchen. Ihr Blick tastete über das Stahlskelett des Riesenrades, das hoch über die zerrissene Skyline der Geisterstadt aufragte. Ein einzelner, blasser Stern blinkte durch das Gewirr aus Trägern und Streben, von dem die verrosteten Gondeln wie die Körper Gehenkter baumelten. Sie hatte plötzlich das Gefühl, daß dieser Stern sie anstarrte; ein kaltes, gefühlloses Auge, das sie abschätzte wie ein Raubtier, bevor es seine Beute schlug.

Mit äußerster Willenskraft gelang es Bettalina, sich von der Vorstellung loszureißen. Die Bilder verblaßten, die Musik verklang, wurde dünner und hörte schließlich ganz auf.

Nein – nicht ganz.

Sie blieb stehen, schloß die Augen und lauschte angestrengt. Von irgendwoher wehte Musik zu ihnen hinüber, dünne, anspruchslose Musik, wie man sie nur auf Jahrmärkten hören konnte.

Sheldon war ebenfalls stehengeblieben. »Sag mal – hörst du das auch?« fragte er.

Bettalina nickte wortlos. Ohne einen vernünftigen Grund dafür benennen zu können, fürchtete sie sich plötzlich vor der Musik.

»Komm. Wir gehen nachsehen«, schlug Sheldon vor.

Bettalina zögerte. »Nein – ich würde lieber…«

Sheldon wischte ihren Einwand mit einer gebieterischen Handbewegung fort. »Nun komm schon. Wahrscheinlich hat noch jemand den klaren Abend zu einem Ausflug genutzt.« Er grinste. »Vielleicht ist das eine ganz heiße Party. Gehen wir.« Er nahm sie an der Hand und zog sie hinter sich her.

Die Musik wurde lauter, als sie sich dem Zentrum des Parks näherten. Schließlich blieb Sheldon vor einem niedrigen, aus Wellblech und bunten Kunststoffteilen gefertigten Gebäude stehen. Die Musik drang aus seinem Inneren. Er ließ Bettalina los, marschierte zögernd auf den Eingang los und klopfte gegen den Rahmen. Irgendwie, fand Bettalina, sah es albern aus. Sie wollte lachen, aber ihre Kehle war wie zugeschnürt. Das Gefühl der Bedrohung wurde stärker. Die Schatten, die bisher schweigend und drohend in ihren Winkeln gelauert hatten, schienen plötzlich auf sie zuzukriechen, sie wie eine schweigende Armee großer dunkler Tiere zu umzingeln und einzukreisen.

»Sheldon, ich möchte gehen«, sagte sie unsicher.

Sheldon drehte sich nicht einmal um. »Sei nicht albern«, murmelte er, während er mit zusammengekniffenen Augen versuchte, im abgedunkelten Inneren des Gebäudes etwas zu erkennen.

»Bitte, Sheldon, ich…« Bettalina brach ab und stieß einen kleinen, spitzen Schrei aus. In der Dunkelheit hinter dem Eingang hatte sich etwas bewegt.

Sheldon wich ebenfalls zurück. Er gab sich Mühe, sein Erschrecken zu verbergen, aber Bettalina konnte sogar bei der unzureichenden Beleuchtung sehen, daß seine Selbstsicherheit erschüttert war.

Aber es war nur ein alter, einarmiger Mann, der aus dem Gebäude trat und den jungen Hünen neugierig musterte. Bettalina war zu weit von dem Alten entfernt, um mehr als einen verwaschenen Fleck an der Stelle auszumachen, wo eigentlich sein Gesicht sein sollte, aber sie hatte trotzdem den Eindruck, daß die Augen des Alten triumphierend aufleuchteten. Wenigstens für einen Moment.

»Willkommen«, sagte er.

Sheldon nickte zaghaft. »Wir…«

Der Alte unterbrach ihn mit einem sanften Lächeln. »Sie brauchen nichts zu erklären, junger Mann.« Er trat ins Licht hinaus und musterte Bettalina und Sheldon mit unverhohlener Neugierde. »Kommen Sie doch herein. Wir haben geöffnet.« Er drehte sich um und machte eine einladende Handbewegung. Aber weder Sheldon noch Bettalina machten Anstalten, seiner Einladung zu folgen.

»Sie interessieren sich nicht für mein Unternehmen?« fragte der Alte. In seiner Stimme klang Trauer.

Sheldon nickte hastig. »Doch«, sagte er verlegen. »Es ist nur…«

»Sie sind überrascht, mich hier anzutreffen«, sagte der Alte. »Das verstehe ich. Aber kommen Sie doch herein. Wir können uns drinnen unterhalten. Es ist kühl hier draußen. Ein alter Mann wie ich friert schneller als Sie.« Er drehte sich um, schlurfte zum Eingang zurück und verschwand, ohne sich davon zu überzeugen, daß seine Besucher ihm auch tatsächlich folgten.

Sheldon tauschte einen verwirrten Blick mit Bettalina. »Was hältst du davon?«

»Nichts«, sagte Bettalina entschieden. »Und ich will auch nicht dort hinein. Ich will weg. Ich will nach Hause. Weg von dieser verdammten Insel.«

In diesem Augenblick flammte die Beleuchtung auf. Quer über die Front des Gebäudes gleißten Dutzende von kleinen, grellweißen Scheinwerfern, und über dem Eingang konnte Bettalina in verschnörkelten Neonbuchstaben die Worte ULTHARS SPIEGEL entziffern. Gleichzeitig wurde die Musik lauter.

Sheldon zuckte mit den Achseln, griff nach Bettalinas Hand und betrat das Gebäude. Ein kleiner, spärlich beleuchteter Raum nahm sie auf.

Der Alte saß hinter einem niedrigen Tisch aus weißem Kunststoff und lächelte ihnen zu. »Nur keine Scheu«, sagte er, als er bemerkte, daß sie immer noch zögerten. »Es wird Ihnen gefallen.« Er beugte sich unter den Tisch und kam mit zwei Eintrittskarten wieder hoch.

»Das macht einen Dollar. Für sie beide.«

Sheldon runzelte die Stirn. »Augenblick, ich…«

»Ist es Ihnen zu teuer?« Auf dem Gesicht des Alten erschien Bestürzung. »Ein Dollar ist wirklich nicht viel.«

»Nein, das nicht«, entgegnete Sheldon hastig. »Es ist nur…« Er brach ab, lächelte verlegen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Wir … hatten nur nicht damit gerechnet, daß Sie wirklich öffnen«, sagte er schließlich.

»Ich verstehe«, sagte der Alte. »Aber sehen Sie – ich lebe schon sehr lange hier. Ich bin ein alter Mann, müssen Sie verstehen. Wenn man so jung ist wie Sie, dann begreift man es vermutlich nicht, aber… aber ich kann hier nicht weg. Ich habe beinahe mein ganzes Leben hier draußen verbracht, und dieses Geschäft ist alles, was ich habe.«

»Aber wovon leben Sie?« fragte Sheldon neugierig.

»Von meinem Geschäft. Ich weiß, was Sie jetzt denken. Aber ich kann davon leben. Es kostet praktisch nichts – ein bißchen Strom und etwas Arbeit. Und ich selbst brauche nicht viel.«

»Aber kommen denn überhaupt Besucher?«

»Genug. Sie sind nicht die einzigen, die nachts hier herauskommen. Viele Menschen kommen hierher, obwohl es eigentlich verboten ist. Und jeder, der einmal bei mir war, kommt wieder.« Er reichte Sheldon die Karten. »Ich mache Ihnen einen Sonderpreis. Fünfzig Cent für jeden.«

Sheldon stutzte, grinste flüchtig über den Scherz und kramte eine Dollarnote aus der Tasche.

Der Alte nahm das Geld und legte es achtlos auf den Tisch. »Der Eingang ist dort drüben.« Er deutete auf eine schmale, in Gold und Schwarz lackierte Tür. »Es wird Ihnen gefallen. Ich bin ganz sicher.«

Für einen Augenblick hatte Bettalina das Gefühl, in Ulthars Stimme so etwas wie gehässige Befriedigung zu hören. Aber sein Gesicht blieb ausdruckslos, und der Blick seiner grauen Augen wirkte eher väterlich als verschlagen.

Sie gingen durch die bezeichnete Tür.

Zuerst sahen sie nichts. Der Raum war vollkommen finster, eine Dunkelheit, die alles übertraf, was Bettalina jemals erlebt hatte. Sie spürte, wie ihr Herz erneut zu rasen begann. Wenige Menschen ertragen es, totale Finsternis zu erleben.

Dann glomm über ihnen ein schwachgelbes Licht auf. Es schien aus keiner sichtbaren Quelle zu stammen, sondern überall gleichzeitig aufzuglühen, als wäre die ganze Decke eine einzige überdimensionale Lampe. Gleichzeitig begannen die Wände ringsum im gleichen Farbton zu glimmen, bis sich der ganze Raum in ein Meer flackernder, orangegelber Helligkeit verwandelt hatte.

Spiegel.

Sie waren in einem scheinbar endlosen Raum voller Spiegel, durchfuhr es Bettalina.

Nach wenigen Augenblicken war es taghell geworden. Bettalina machte einen vorsichtigen Schritt. Tausend spiegelverkehrte Ebenbilder von ihr kopierten die Bewegung. Sie streckte die Hand aus und löste damit eine ganze Lawine gleichartiger Bewegungen ringsum aus. Sie sah, wie Sheldon nervös lächelte. Tausend gleichgesichtige Sheldons lächelten zurück.

Vorsichtig trat sie einen Schritt vor. Der Boden unter ihr fühlte sich kühl und glatt und hart an. Als sie den Blick senkte, sah sie, daß selbst der Fußboden ein riesiger, mattsilberner Spiegel war.

Ihre Angst verschwand und machte einer Mischung aus Neugierde und Faszination Platz. Mit einem Male empfand sie für den Alten so etwas wie Bewunderung, mindestens aber Respekt. Wenn er die ganze Anlage hier wirklich allein in Ordnung hielt, dann mußte er über eine geradezu unglaubliche Energie verfügen.

Sie ging weiter. Ihre tastend vorgestreckten Fingerspitzen verschmolzen mit denen ihrer Ebenbilder und stießen auf ein

Hindernis.
Sie drehte sich um. Auch die Rückwand bestand aus Spiegeln.
Dutzenden, scheinbar Hunderten von Spiegeln, die sie selbst und Sheldon in immer neuen Perspektiven zeigten. Es gab keine sichtbare Unterbrechung.
Bettalina furchte die Stirn. Tausend Bettalinas kopierten die Bewegung. Sie hatte schon von solchen Spiegelkabinetten gehört, aber noch nie eines gesehen.

***

Plötzlich fielen ihr Geschichten über Leute ein, die sich in einem solchen Labyrinth verirrt hatten und schließlich befreit werden mußten, weil sie den Ausweg aus eigener Kraft nicht mehr fanden.
»Ich… Ich sehe keinen Ausgang«, sagte sie.
»*Ausgang… gang … gang …*« wiederholten die Spiegel.
Bettalina schrie unwillkürlich auf, prallte zurück und klammerte sich schutzsuchend an Sheldon. Die Spiegel reflektierten ihren Schrei, warfen ihn zurück, verdoppelten, verzerrten ihn.
»Was ist das?« keuchte sie.
Sheldon lächelte verzerrt. »Ein neuer Trick«, murmelte er mit mühsam beherrschter Stimme. »Die Spiegel reflektieren nicht nur Bilder, sondern auch Geräusche. Auch unsere Worte.«
»*Worte… te … te …*«
»Aber das ist doch unmöglich!«
»*… möglich … möglich … möglich*«, wisperten tausend Bettalinas aus tausend schreckgeweiteten Mündern.
»Ein genialer Trick«, flüsterte Sheldon. Seine Stimme klang nicht so kühl und sachlich, wie er es gerne gehabt hätte. »Ich werde den Alten fragen, wie er funktioniert.«
Mit einem Male war die Angst wieder da, schlimmer und quälender als zuvor. »Wenn wir hier noch einmal herauskommen«, sagte Bettalina mühsam.
Sheldon drehte den Kopf. »Wie meinst du das?«
Bettalina machte eine weit ausholende Geste. Die Kammer schien in einer Woge aus reiner Bewegung zu versinken, als die Spiegelbilder ihre Geste nachäfften.
»Siehst du einen Ausgang?«
»*… gang? … gang? … gang?*«
Sheldon schrak sichtlich zusammen. »Aber es…«, er brach ab, machte einen hastigen Schritt und prallte gegen einen der deckenhohen Spiegel. Es klirrte vernehmlich, aber das polierte Kristallglas war unbeschädigt.
Der Sheldon im Spiegel schien sein Original strafend anzusehen…
»Wir müssen nur die Nerven bewahren«, sagte Sheldon nervös.

»Das ist ja gerade der Trick hier. Wir müssen den Ausgang selbst finden. Am besten, wir gehen das Problem mit Logik an.« Er atmete hörbar ein und fuhr sich mit einer nervösen Geste über das Gesicht.

»Es gibt keine Probleme, die man nicht mit Logik und einem klaren Kopf lösen kann.« Er drehte sich einmal um seine Achse und musterte die spiegelnden Wände.

Es gab keinen Ausgang.

»Sheldon«, flüsterte Bettalina. »Ich habe Angst!«

Wie auf ein Stichwort hin begann plötzlich einer der Spiegel zu flackern. Das Bild wurde unscharf, verschwamm, und dann gähnte dort, wo sich eben noch die schreckensbleichen Gesichter ihrer Spiegelbilder befunden hatten, ein schwarzer, rechteckiger Durchgang.

Die Dunkelheit dahinter war vollkommen. Trotzdem zögerten sie nicht, hindurchzugehen. Die Tür schloß sich hinter ihnen, und wieder umschloß sie Dunkelheit, die nach wenigen Sekunden von diesem seltsamen, orangegelben Licht abgelöst wurde.

Dieser Raum war anders. Es gab keine Spiegel, keine stummen Ebenbilder an den Wänden, aber durch einen optischen Trick schien sich der Raum bis in die Unendlichkeit auszudehnen; ein rechteckiger, hoher Korridor, der sich scheinbar kilometerweit erstreckte.

»Gehen wir«, sagte Sheldon.

Sie schritten langsam den Flur hinunter, die Hände tastend wie Blinde vorgestreckt und jederzeit darauf gefaßt, gegen ein unsichtbares Hindernis zu stoßen. Aber es gab keine Hindernisse, weder sichtbare noch unsichtbare. Es war nichts als ein gerader, ebener Flur, der sich endlos dahinzog.

»Ich verstehe das nicht«, murmelte Bettalina. »So groß ist das Gebäude doch gar nicht.«

Sheldon nickte. Auch ihm war der krasse Widerspruch zwischen der kleinen Wellblechkonstruktion und der scheinbaren Endlosigkeit des Ganges aufgefallen. »Wahrscheinlich bewegen wir uns im Kreis, ohne es zu merken«, murmelte er.

Bettalina sah ihn zweifelnd an. Irgend etwas stimmte mit diesem Kabinett nicht. Sie spürte es, und ihr gesunder Menschenverstand bestätigte das Gefühl. Sie verstand nichts von Schaustellerei und Zaubertricks, aber sie wußte, daß ein Spiegelkabinett wie dieses eine Sensation war, mit der der Alte in wenigen Jahren Millionär werden konnte. Nein – irgend etwas war mit diesem seltsamen Alten und seinen Spiegeln ganz und gar nicht in Ordnung.

Der Gang endete ebenso plötzlich, wie er begonnen hatte! Von einer Sekunde auf die andere fanden sie sich in einem runden, von mattgelber Helligkeit erleuchteten Raum wieder. Bettalina blieb verblüfft stehen und drehte sich um. Die Wand hinter ihrem Rücken war glatt und fugenlos. Der Eingang, durch den sie in die Kammer

gekommen waren, war verschwunden.
Sie fuhr herum, um Sheldon ihre Entdeckung mitzuteilen.
Aber sie war allein.
Es dauerte ein paar Sekunden, ehe die Erkenntnis richtig in ihr Bewußtsein drang.
ALLEIN!
Allein in diesem runden, vielleicht fünf Meter durchmessenden Raum, der keinen sichtbaren Ausgang hatte. Sie drehte sich einmal um ihre Achse und stellte fest, daß sie ihren Orientierungssinn verloren hatte.
»Sheldon!« rief sie mit zitternder Stimme.
Die Wände schienen ihre Worte aufzusaugen. Die Geräusche versickerten wie Wasser in einem trockenen Schwamm.
Sie rief noch einmal nach Sheldon, ohne eine Antwort zu bekommen. Dafür öffnete sich in der Wand vor ihr ein weiterer Durchgang. Kalkweiße Helligkeit drang in ihre Kammer.
Bettalina machte einen zögernden Schritt, dann noch einen. Vor dem Durchgang blieb sie stehen. Der Raum dahinter schien sich in nichts von dem zu unterscheiden, in dem sie sich befand. Lediglich an der gegenüberliegenden Wand befand sich ein hoher, ovaler Spiegel.
Sie betrat die Kammer und warf einen zögernden Blick in das geschliffene Kristallglas.
Zuerst sah sie nur sich selbst und die Wand in ihrem Rücken.
Dann…
Bettalina begann zu schreien, als sie die Wahrheit erkannte.
Aber es war niemand da, der ihr helfen konnte.

***

»Noch so ein Tag«, seufzte Romano Tozzi, »und ich kündige und beschäftige mich für den Rest meines Lebens mit Rosenzucht.« Er lehnte sich zurück, schloß die Augen und stieß geräuschvoll die Luft aus. Sein Gesicht wirkte blaß und eingefallen, und unter seinen Augen lagen tiefe, dunkle Ringe, die von den überstandenen Anstrengungen des Tages kündeten.
Damona King sah ihren Generalmanager von der Seite an, runzelte die Stirn und lächelte dann wortlos. Tozzi war ein Genie, was Geschäfte anging. Ohne ihn wäre der King-Konzern niemals das geworden, was er heute war: Einer der mächtigsten und finanzkräftigsten Industriekonzerne der westlichen Welt. Sein Verlust würde einen schweren Schlag für die King-Werke darstellen. Aber Damona wußte, daß Tozzis Worte nicht allzu ernst gemeint waren. Er hatte damit lediglich seiner Erschöpfung Ausdruck verleihen wollen.
Selbst für den Kummer gewohnten Manager war dies einer jener Tage gewesen, an denen er dicht davorstand, das Handtuch zu werfen

und die Verhandlungen abzubrechen. Der King-Konzern hatte ein Grundstück an der Peripherie New Yorks gekauft; eines jener Geschäfte, wie man sie nur alle dreißig oder vierzig Jahre machen konnte. Aber die Verhandlungen waren hart gewesen – der ursprüngliche Besitzer hatte buchstäblich um jeden Penny gefeilscht, und es war um Summen gegangen, die nicht einmal Tozzi allein vertreten konnte. So hatte er Damona hinzugezogen, und die junge Konzernerbin hatte den Termin ihrer Rückreise noch einmal um ein paar Tage verschoben – nicht allein aus geschäftlichen Gründen. Das aufreibende Doppelleben an der Spitze des King-Konzerns und als eingeschworene Gegnerin der Schwarzen Familie hatte in den letzten Monaten besonders an ihren Kräften gezehrt. Nach Abschluß der Verhandlungen würde sie zusammen mit Mike für ein paar Tage irgendwo in die amerikanische Wildnis fahren. Fernab von der Hektik Londons, fernab von den düsteren Mauern von Kings Castle, fernab von den aufreibenden Kämpfen gegen Asmodis' Horden, gegen teuflische Ungeheuer oder Höllenrocker…

Tozzis Stimme riß sie aus ihren Gedanken.

»Ich schätze, wir kommen morgen endgültig zum Abschluß«, sagte er.

Damona seufzte. »Hoffentlich. Noch so ein Tag…«

»Moulden will den Preis in die Höhe treiben. Aber ich denke, er hat begriffen, daß wir jetzt keinen Dollar mehr zulegen.« Er grinste siegessicher. »Eine Menge Geld. Aber im Endeffekt machen wir ein glänzendes Geschäft.«

»So?« machte Damona.

Tozzi sah überrascht auf. »Sie sind mißtrauisch?«

Damona warf einen Blick in den Rückspiegel des Cadillac, setzte den Blinker und bog von der Hauptstraße ab. Der Cadillac war ein plumpes, schwerfälliges Fahrzeug, aber Damona war eine geübte Fahrerin, die auch mit dem ungewohnt großen Straßenkreuzer zurechtkam. Trotzdem sehnte sie sich nach ihrem Rover zurück.

»Ich bin nicht mißtrauisch«, sagte sie nach einer Weile. »Ich begreife bloß immer noch nicht, wie jemand, der die teuersten Quadratmeter der Welt besitzt, in solche Geldnot gelangen kann, daß er sie unter Preis verkauft. Der Boden hier ist doch Gold wert.«

Tozzi nickte wissend. »Sicher. Aber – nun, den wirklichen Preis könnte niemand bezahlen. Selbst wir nicht. Außerdem ist Moulden ein Spieler. Nicht so, wie Sie vielleicht glauben – Karten, Pferde oder so. Nein. Aber er ist dafür bekannt, auf gewagte Geschäfte einzugehen, um es vorsichtig auszudrücken. Wahrscheinlich braucht er wieder einmal jeden Cent, den er auftreiben kann, um eine Bananenpflanzung am Südpol zu kaufen oder etwas ähnlich Verrücktes.« Er grinste über seinen eigenen Scherz und setzte sich gerade auf. »Im Ernst – er macht

manchmal Geschäfte, bei denen mir allein vom Zuhören die Haare zu Berge stehen.«

»Illegale Geschäfte?«

»Nein. Aber verrückte Sachen. Dinge, von denen jeder, der seine fünf Sinne noch beisammen hat, die Finger lassen würde. Das komische ist nur, daß er am Schluß immer fein dasteht. Fällt scheinbar nie auf die Nase.«

Damona lächelte still. Wenn Romano übers Geschäft reden konnte, war er in seinem Element.

Der wuchtige, altmodisch wirkende Bau des Hotels tauchte vor ihnen auf. Sie verringerte das Tempo und hielt nach einer Parklücke Ausschau. Das Hotel verfügte über eine Tiefgarage, aber Romano würde sie ohnehin nur bis zum Lift begleiten und dann mit dem Wagen weiterfahren. Es lohnte nicht, ihn in die Garage zu bringen.

»Hinter uns fährt einer raus«, sagte Romano.

Sie hielt an und sah in den Spiegel. Wenige Meter hinter ihnen scherte ein Wagen aus einer Parklücke aus. Damona legte den Rückwärtsgang ein und fuhr vorsichtig zurück, ohne sich umzudrehen.

Der übergroße Innenspiegel des Cadillac genügte vollkommen.

Ein dumpfer Schlag traf den Wagen. Damona trat instinktiv auf die Bremse. Sie hörte einen dumpfen Aufprall, dann das schmerzerfüllte Seufzen eines Menschen…

Damona erbleichte, riß die Tür auf und sprang aus dem Wagen.

Der Mann lag direkt hinter dem Reifen des Cadillac. Er stöhnte.

Auf seinem Gesicht lag ein schmerzerfüllter Ausdruck. Die Rechte preßte er fest gegen das Knie, wo ihn die Stoßstange des Wagens getroffen hatte. Der Mann mußte direkt in den Wagen gelaufen sein.

Damona kniete neben dem Verletzten nieder. Sie war absolut sicher, daß die Straße leer gewesen war – sie hatte den Spiegel nicht eine Sekunde aus dem Auge gelassen.

»Es… es tut mir leid«, sagte sie unbeholfen. »Ich habe Sie übersehen.«

»Übersehen?« keifte eine Stimme.

Damona sah auf und blickte in das Gesicht eines alten, grauhaarigen Mannes. Er trug einen schäbigen Freizeitanzug, ein billiges, seit Jahrzehnten aus der Mode gekommenes Nylonhemd und schwang drohend seinen Spazierstock. »Übersehen?« wiederholte er aggressiv. »Der Mann hat die ganze Zeit dort gestanden. Sie sind direkt in ihn hineingefahren.«

Tozzi fuhr auf. »Rufen Sie lieber einen Krankenwagen, statt Volksreden zu halten«, sagte er gereizt. »Der Mann ist verletzt.«

Der Alte grinste boshaft. »Damit ihr inzwischen die Fliege machen könnt, wie?« fragte er. »Ich hab’s genau gesehen. Sie haben den armen Kerl ja fast mit Absicht über den Haufen gefahren. Es ist immer dasselbe mit euch. Nur, weil ihr euch dicke Schlitten leisten könnt,

denkt ihr, die Straßen gehören euch.« Er wandte sich an den Verletzten.

»Wenn Sie mich als Zeuge brauchen, Sir…«

Der Mann schüttelte mühsam den Kopf und versuchte aufzustehen. Damona half ihm. Schmerz zuckte über sein Gesicht, als er das verletzte Bein belastete, aber er stand schwankend.

»Zuerst einmal rufen wir einen Krankenwagen«, sagte Damona entschieden. »Wir besprechen alles andere später. Natürlich werde ich sie entschädigen. Ich habe den Unfall schließlich verschuldet.«

»Wenn es ein Unfall war«, murmelte Tozzi.

Damona sah verwirrt auf. »Wie meinen Sie das?«

Tozzis Zeigefinger richtete sich drohend auf den Alten, der noch immer dastand und Damona streitlustig musterte. »Ist doch recht praktisch, gleich einen Zeugen bei der Hand zu haben, nicht wahr?« fragte er.

»Was soll das heißen?«

Tozzi fuhr unbeirrt fort. »Nichts«, sagte er ruhig. »Noch nichts, jedenfalls. Aber weder Miß King noch ich haben den Mann gesehen. Und Sie behaupten, daß er die ganze Zeit über dagestanden hat.«

»Hat er auch!« brüllte der Alte. Er schnaufte, bedachte Tozzi mit einem vernichtenden Blick, den dieser mit einem gleichgültigen Lächeln quittierte, und wandte sich dann an das Unfallopfer. »Lassen Sie sich bloß nicht einschüchtern. Wir sollten die Polizei rufen. Die wird dann die Sache schon klären.«

Der Mann schüttelte mühsam den Kopf. »Keine Polizei«, sagte er.

Seine Stimme klang seltsam, irgendwie eingeübt, so, als hätte er selten Gelegenheit, sie zu benutzen.

Etwas an ihm störte Damona. Er war… seltsam, irgendwie blaß, dünn und farblos.

»Rufen Sie einen Krankenwagen, Romano.«

Tozzi nickte, warf dem Alten einen letzten, warnenden Blick zu und ging mit raschen Schritten in Richtung Hotel davon.

»Bitte keinen Krankenwagen. Mir geht es gut. Ich… ich bin nicht verletzt«, beharrte der Mann.

»Gleich wird Sie Ihnen Geld anbieten«, keifte der Alte, durch Tozzis Abwesenheit schon wieder merklich mutiger geworden. »Gehen Sie nicht darauf ein. Diese reichen jungen Gören glauben, sich alles erlauben zu können. Aber das Recht können Sie mit ihrem Geld nicht kaufen. Noch nicht, jedenfalls.«

Damona fuhr erbost herum. Ihre dunklen Augen blitzten wütend auf.

»Es reicht«, sagte sie mit mühsam beherrschter Stimme. »Ich weiß, daß ich an dem Unfall schuld bin. Es tut mir aufrichtig leid, und ich werde den Mann entschädigen. Aber zuerst kümmern wir uns darum, daß er in ärztliche Behandlung kommt.«

Normalerweise gehörte einiges mehr dazu, Damona aus der Fassung zu bringen. Aber sie war nach dem Unfall nervös, und die vollkommen unbegründete Aggressivität des Alten reizte sie noch mehr. »Vielleicht sparen Sie sich ihre Gardinenpredigt auf, bis die Polizei hier ist«, zischte sie.

Das Selbstvertrauen des Alten schien merklich angeknackst. Augenscheinlich hatte er sich in Damona getäuscht – wie schon viele vor ihm. Trotz ihres jugendlichen Aussehens war Damona eine Frau, die durch ein paar böse Worte allein nicht einzuschüchtern war.

Sie spürte eine zaghafte Berührung an der Schulter und drehte sich um.

»Hören Sie, Miß«, sagte der Mann, »es… es geht schon besser. Ich glaube nicht, daß wir den Krankenwagen benötigen.«

Damona runzelte unwillig die Stirn. Der Mann wirkte blaß und verstört, und in seinen Augen stand ein seltsames Flackern. Ganz offensichtlich stand er unter einem Schock. »Es ist wirklich nichts passiert«, fuhr er eindringlich fort. »Mein Bein ist vollkommen in Ordnung. Hier – sehen Sie selbst.« Um seine Worte zu untermauern, hüpfte er auf dem verletzten Bein auf und ab. Aber offensichtlich hatte er sich überschätzt. Er stieß einen schmerzhaften Seufzer aus, taumelte und wäre gestürzt, wenn Damona nicht blitzschnell zugegriffen und ihn am Arm festgehalten hätte.

Als sie die Haut des Mannes berührte, breitete sich ein seltsames, prickelndes Gefühl in ihren Händen aus. Sie fühlte sich kalt und glatt an, kaum wie menschliche Haut, sondern eher wie Kunststoff oder Glas.

»Sehen Sie!« keifte der Alte. »Ich hab ja gesagt, der Mann ist verletzt! Und Sie sind schuld!«

Damona lehnte den Verletzten behutsam gegen den Wagen und überzeugte sich davon, daß er aus eigener Kraft stehen konnte, ehe sie sich betont langsam umdrehte. Sie wußte nicht, was der Auftritt des Alten bedeutete. Aber er ging entschieden zu weit.

Die Straße hinter ihr war leer, als sie sich umdrehte.

Damona runzelte verblüfft die Stirn, sah hastig nach rechts und links und hielt nach dem alten Mann Ausschau.

Er war verschwunden.

»Aber das ist doch unmöglich«, flüsterte Damona fassungslos. Die wenigen Sekunden, die sie den Alten aus den Augen gelassen hatte, waren viel zu kurz gewesen, als daß ein Mensch spurlos verschwinden konnte.

Plötzlich spürte Damona eine seltsame, unerklärliche Kälte; so, als würde sie von einem eisigen Windstoß getroffen. Sie schauderte.

Sie drehte sich erneut um, um sich um den Verletzten zu kümmern.

Aber der Mann war ebenfalls verschwunden.

Sie hatte allerhöchstens vier, fünf Sekunden nach dem Alten Ausschau gehalten. Mit seinem verletzten Bein konnte er in dieser Zeit unmöglich weiter als ein paar Schritte weit gekommen sein. Aber die Straße war zu beiden Seiten leer. Und das einzige Gebäude, das er in den wenigen Augenblicken erreicht haben konnte, war das Hotel.

Damona eilte mit raschen Schritten auf den Hoteleingang zu.

Tozzi kam ihr entgegen, als sie das Foyer betrat.

»Ist er hier?« fragte sie übergangslos.

»Wer?«

»Der Mann, den ich angefahren habe«, entgegnete Damona ungeduldig. »Er ist verschwunden.«

»Verschwunden?« echote Romano. »Was heißt das?«

»Verschwunden wie verschwunden«, sagte Damona gereizt.

»Weg. Nicht mehr da. Fort. Ich hatte mich einen Augenblick umgedreht, um mit diesem komischen Alten zu reden. Als ich wieder hinsah, war er weg. Aber er kann mit seinem verletzten Bein unmöglich weiter als ein paar Schritte gelaufen sein. Ich dachte, er wäre vielleicht hier.«

Romano schüttelte den Kopf. »Ich habe die ganze Zeit dort drüben beim Portier gestanden und den Ausgang praktisch nicht aus dem Auge gelassen.« Er lachte kurz und humorlos. »Die beiden sauberen Herren werden sich aus dem Staube gemacht haben. Wahrscheinlich haben sie gemerkt, daß sie mit ihrem Trick an die falschen geraten sind.«

»Was für ein Trick?«

»Er ist nicht gerade neu, aber sie versuchen es immer wieder. Und es gibt noch genügend Dumme, die darauf hereinfallen. Diese Burschen arbeiten meist zu zweit. Einer springt vor einen Wagen und mimt den Verletzten, der andere tritt als zufällig anwesender Zeuge auf und beschwört, daß der arme Mann wirklich unschuldig an dem Unfall ist.« Er grinste. »Die beiden konnten es sich nicht leisten, auf die Polizei zu warten.«

Damona nickte widerwillig. Romanos Worte klangen logisch und überzeugend. Aber irgendwie sträubte sie sich dagegen, die Erklärung zu akzeptieren. Mit den beiden hatte etwas nicht gestimmt.

Aber sie glaubte einfach nicht daran, daß es sich nur um zwei geschickte Trickbetrüger gehandelt hatte.

Und da war noch ein Gedanke, der sich in ihrem Bewußtsein einnistete: Sie war absolut sicher, daß die Straße hinter dem Wagen leer gewesen war, als sie in den Spiegel gesehen hatte.

***

Jebediah Cramer schloß pedantisch seinen Wagen hinter sich ab, überzeugte sich davon, daß alle vier Türen verschlossen waren und

die Alarmanlage in Betrieb war und verließ dann die Garage. Die elektronisch gesteuerten Türen aus Panzerstahl schlossen sich hinter ihm. An der Korridordecke glomm ein winziges rotes Auge auf, als die automatische Überwachungsanlage ihr Videosystem aktivierte.

Niemand, der sich dem Haus auf mehr als zehn Meter näherte, konnte auch nur einen Schritt machen, ohne überwacht zu werden.

Es gab Tage, da fühlte sich Cramer wie ein Gefangener in seinem eigenen Haus. Die äußerlich schmucke und gepflegte Villa schien sich in nichts von den Häusern zu unterscheiden, die das Stadtbild in dieser Gegend New Yorks bestimmten.

Aber der Schein täuschte – Cramers Haus war eine Festung. Die Videoanlage war nur ein Teil der unüberwindlichen Sicherheitsvorkehrungen. Das begann bei den Stahlbetonwänden, ging über schußsichere Fenster und Berührungssensoren unter dem Rasen bis hin zu den kunststoffverkleideten Stahltüren, die im Falle eines Angriffs per Knopfdruck unter Starkstrom gesetzt werden konnten.

Und die Sicherheit, die der Staat Jebediah Cramer und seiner Familie garantierte, hörte keineswegs an seiner Grundstücksgrenze auf.

Sein Wagen war eine Art getarnter Panzer, den man höchstens mit einer Kanone beschädigen konnte, und selbst seine Kinder wurden auf dem Weg zur Schule von zwei FBI-Männern überwacht.

Aber Cramer wußte, daß dieser Aufwand nicht ihm persönlich galt. Es war der schmale, in braunes Leder eingeschweißte Dienstausweis in seiner Brusttasche, den die Stadt mit so hohem Aufwand schützte. Jebediah Cramer war der Chef des New Yorker FBI. Er hatte dieses Haus vor vier Jahren bezogen – in der gleichen Woche, in der er das Amt übernommen hatte – und er hatte es in dieser relativ kurzen Zeit geschafft, die Stadt merklich sicherer zu machen. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger baute Cramer auf das Rezept, so eng mit Polizei, Sicherheitsunternehmungen und Geheimdienst zusammenzuarbeiten, wie überhaupt möglich. Sein gewagtes Vorgehen hatte schon nach wenigen Jahren Erfolg gezeigt – die allgemeine Kriminalität in der Riesenstadt war um fast zehn Prozent zurückgegangen, und zwei der vier Mafiafamilien, die New York unter sich aufgeteilt hatten, waren zerschlagen worden.

Cramer ging ins Wohnzimmer hinauf, stellte seinen Attachékoffer achtlos in eine Ecke und ließ sich in einen Sessel fallen. Seine Frau war mit den Kindern fortgegangen; das Haus war leer. Aber es kam auch nicht öfter als ein paarmal im Jahr vor, daß Cramer so zeitig nach Hause kam.

Er schloß die Augen, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und genoß für ein paar Sekunden den Luxus, an gar nichts zu denken. Es kam selten vor, daß er Zeit für sich fand.

Ein leises Geräusch ließ ihn aufhorchen; ein Scharren oder Schleifen

oben im Schlafzimmer.

Er runzelte die Stirn, betrachtete für einen Moment die weißgetünchte Decke über sich und zuckte dann mit den Achseln. Wenn außer ihm noch eine weitere Person im Hause gewesen wäre, hätte ihm dies der Sicherheitsdienst längst mitgeteilt – das ganze Haus war in ein Netz von Video- und Mikrophonverbindungen eingesponnen, das direkt an die Polizeizentrale angeschlossen war. Wahrscheinlich war eine von seinen drei Katzen oben im Schlafzimmer und spielte.

Es wurde sowieso Zeit, nach oben zu gehen. Er war nicht eher aus dem Büro gekommen, um die Zeit zu vertrödeln.

Der Gedanke an den bevorstehenden Abend bereitete ihm Unbehagen. Wahrscheinlich würde es eine dieser öden, nicht endenwollenden Cocktailpartys werden, für die Oberbürgermeister Conelly berüchtigt war. Cramer verspürte nicht die geringste Lust, seine Zeit mit seichter Konversation und Händeschütteln zu vergeuden. Aber die Einladung des Oberbürgermeisters konnte selbst er nicht so ohne weiteres ausschlagen. Außerdem waren noch einige Männer eingeladen, mit denen Cramer beruflich zu tun hatte: Bender, der Polizeipräsident, Sorensen, Chef des städtischen Gesundheitsamtes, und Croyd, Leiter einer der größten privaten Sicherheitsdienste.

Vielleicht würde sich die Zeit doch noch einigermaßen nutzbringend verwenden lassen.

Er durchquerte das Wohnzimmer und nahm die Treppe in Angriff. Das Haus verfügte sogar über einen Aufzug, der ins erste Geschoß hinaufführte. Aber Cramer vermied es normalerweise, ihn zu benutzen. Er bekam sowieso viel zuwenig Bewegung.

Das Schlafzimmer war kühl und dunkel. Die Klimaanlage surrte leise. Die Jalousien waren heruntergelassen und ließen nur einen schmalen, flirrenden Lichtstreifen in den Raum. Cramer tastete automatisch nach dem Lichtschalter, knipste die Deckenleuchte an und ging zum Kleiderschrank hinüber.

Auf seinem Bett saß ein Mann.

Cramer blieb wie angewurzelt stehen, musterte den Fremden verblüfft und fragte sich, wie dieser Mann ins Haus gekommen war.

»Mister Cramer.« Der Fremde lächelte flüchtig. »Schön, daß Sie kommen. Wie ich sehe, sind Sie pünktlich.«

»Aber…« Cramer rang mühsam um seine Fassung. »Wer … wer sind Sie? Und was wollen Sie? Wie kommen Sie hier herein?«

Der Mann stand mit geschmeidigen Bewegungen auf. Er war groß, fast zwei Köpfe größer als der gewiß nicht kleinwüchsige Cramer, schlank und dunkelhaarig. Seine Bewegungen waren irgendwie leicht, fast elegant, und zeugten von einem durchtrainierten Körper und

Kraft. Cramer wich unwillkürlich einen Schritt zurück, als der Mann auf ihn zukam.

»Viele Fragen auf einmal«, sagte der geheimnisvolle Eindringling.

»Mein Name ist Sheldon Conners, aber der wird Ihnen sicher nichts sagen. Und ich bin hier, um Sie mitzunehmen.«

Cramers Instinkte erwachten. Er spürte, daß dieser Mann gefährlich war. Aber es war keine Gefahr, die er sehen konnte. Er hatte keine Angst vor körperlich überlegenen Gegnern. Seine FBI-Schulung befähigte ihn, leicht mit fünf solcher Figuren fertig zu werden. Aber irgend etwas war an dem Mann, das Cramer ängstigte. Eine Art…

Aura, eine unsichtbare Ausstrahlung, die den hünenhaften Fremden zu umgeben schien. »Sie nehmen niemanden mit, Freundchen«, sagte Cramer kalt. Seine Hand fuhr mit einer blitzschnellen Bewegung in die Tasche und kam mit einem Achtunddreißiger Special wieder zum Vorschein. Der Sicherungshebel fuhr klickend zurück. »Ich möchte jetzt wissen, wer Sie sind und wie Sie hier hereinkommen«, sagte er ruhig. »Und wer Sie beauftragt hat.«

Sheldon lächelte. Seine Hand schoß plötzlich vor, so schnell, daß Cramer die Bewegung erst wahrnahm, als seine Waffe schon im hohen Bogen davonflog.

Aber so schnell ließ sich der FBI-Mann nicht überrumpeln. Er wich zurück, fing den vorschnellenden Arm Sheldons mit dem Ellbogen ab und steppte zur Seite. Seine Reflexe funktionierten noch so gut wie früher, als er im aktiven Dienst gewesen war. Der Angreifer taumelte an Cramer vorbei und kämpfte, von der Wucht seines eigenen Schlages mitgerissen, um sein Gleichgewicht.

Cramers Fuß kam hoch, beschrieb einen Bogen und landete mit vernichtender Wucht.

Sheldon schien den Treffer gar nicht zu spüren. Er fuhr herum, stieß ein ärgerliches Knurren aus und griff nach Cramers Handgelenken. Der FBI-Direktor schrie auf, als sich die Hände des Fremden wie Schraubstöcke um seine Gelenke legten und sie erbarmungslos zusammendrückten. In einer instinktiven Abwehr riß er das Knie hoch.

Genausogut hätte er versuchen können, eine Planierraupe mit bloßen Händen aufzuhalten. Ein scharfer Schmerz zuckte durch sein Bein. Er hatte das Gefühl, gegen eine Stahlplatte getreten zu haben.

»Es hat keinen Zweck, Cramer«, zischte Sheldon. »Geben Sie auf. Ich will Sie nicht verletzen.«

Cramer wimmerte schmerzerfüllt, als sich der mörderische Griff der Hände noch verstärkte. Er brach vor dem Riesen in die Knie.

»Gut so«, nickte Sheldon. »Wir haben schon viel zuviel Zeit verloren.« Er drehte sich um und schleifte Cramer wie eine gewichtslose Spielzeugpuppe hinter sich her. Aber er ging nicht zur Tür.

Sein Ziel war der mannshohe, dreigeteilte Spiegel, der neben dem Bett an der Wand hing.

Jebediah Cramer begann zu schreien, als sein Blick in den Spiegel fiel.

Er sah sich selbst, eine hilflose, gefesselte Gestalt, die mit unwiderstehlicher Gewalt über den Boden geschleift wurde. Sein Oberkörper ragte in unmöglichem Winkel in die Luft, die Hände schienen haltsuchend nach oben zu greifen.

Er konnte die Druckstellen sehen, die der brutale Griff Sheldons auf seinen Handgelenken hinterließ, seine Fußabdrücke im Teppich.

Aber der Fremde selbst war unsichtbar.

Der Spiegel schien plötzlich auf ihn zuzurasen. Cramer hörte das helle Splittern von Glas und spürte einen heißen, brennenden Schmerz, der über bloße körperliche Qual hinausging und sich tief in seine Seele zu fressen schien. Er hatte noch Zeit, einen letzten, halberstickten Schrei auszustoßen, dann versank die Welt um ihn in einem Wirbel aus Schmerzen und Kälte.

***

Lieutenant Beramo kritzelte etwas auf seinen Block, schüttelte den Kopf und steckte seinen Kugelschreiber zurück. »Ich glaube«, sagte er nach kurzem Überlegen, »daß Mister Tozzi recht hat.« Er klappte seinen Notizblock zu und schenkte Damona ein scheues Lächeln.

»Wahrscheinlich haben die beiden wirklich versucht, Sie hereinzulegen. Ein uralter Trick. Ich bin froh, daß Sie nicht darauf hereingefallen sind.«

Damona erwiderte Beramos Blick gelassen. Romano und Mike hatten trotz ihres Protestes darauf bestanden, die Polizei einzuschalten.

Sie gab sich Mühe, ihre Verärgerung darüber nicht an dem jungen Beamten auszulassen.

»Wenn ich ehrlich sein soll«, sagte sie nach einer Weile, »wäre es mir am liebsten, wenn wir die ganze Angelegenheit so schnell wie möglich vergessen würden.«

»Sie wollen keine Strafanzeige stellen?«

Damona lächelte flüchtig. »Gegen wen? Ich wüßte kein Gesetz, nach dem sich ein Unfallopfer strafbar macht, wenn es sich weigert, eine Entschädigung anzunehmen.«

Beramo überlegte sichtlich. Auf der einen Seite mochte er froh sein, die Angelegenheit so schnell erledigen zu können. Aber Damona war sicher, daß ihm seine Vorgesetzten eingeschärft hatten, die Sache mit aller Aufmerksamkeit zu verfolgen. Schließlich zuckte er mit den Achseln und stand auf.

»Wie Sie wünschen, Miß King.« Er ging zur Tür und blieb zögernd stehen. »Wenn Sie Wert darauf legen, lasse ich zwei Beamte zu Ihrem

Schutz abstellen.«

Damona schüttelte den Kopf. Sie konnte sich Angenehmeres vorstellen, als Tag und Nacht von zwei Polizisten begleitet zu werden.

Und sie war durchaus in der Lage, sich selbst zu schützen.

»Das ist wirklich nicht nötig. Mister Hunter und ich reisen sowieso morgen abend ab.«

»Sie verlassen uns?«

Damona nickte, stand auf und begleitete Beramo zur Tür. »Trotzdem vielen Dank für Ihre Hilfe, Lieutenant«, sagte sie.

Beramo nickte nervös und verließ das Appartement. Er schien froh zu sein, gehen zu dürfen.

»Ich würde mir seinen Vorschlag überlegen«, sagte Romano, als Damona die Tür geschlossen hatte.

»Welchen?«

»Polizeischutz.«

»Kommt überhaupt nicht in Frage«, sagte Damona energisch.

Mike lachte leise. »Du wirst sowieso Polizeischutz bekommen, ob es dir paßt oder nicht.«

Damona zog die Brauen zusammen. »So?«

Mike nickte gelassen. »Sicher. Nicht einmal New York kann es sich leisten, dich zu verärgern; Beziehungsweise den King-Konzern.«

»Du übertreibst.«

Mike schüttelte den Kopf, faltete seine Zeitung zusammen und nippte an seiner Tasse mit dem mittlerweile kalt gewordenem Kaffee. »Keineswegs. Die Fabrik, die wir errichten werden, bringt der Stadt Millionen an Steuergeldern. Und es gibt im Moment nichts, was New York so dringend braucht wie Geld. Ob es dir paßt oder nicht – du bist im Moment die jüngste VIP der Stadt.«

»Wegen ein paar kleinkarierter Ganoven?«

»Nicht nur. Bloß ist den Herren im Stadtrat wahrscheinlich jetzt erst aufgefallen, wie gefährdet du bist.«

»Ich bin überhaupt nicht gefährdet. Du dramatisierst die Sache unnötig.«

Mike sah sie nachdenklich an und schwieg.

»Ich denke, es ist besser, wenn ich mich jetzt zurückziehe«, sagte Romano von der Tür aus. Ganz offensichtlich war es ihm peinlich, die Szene mit ansehen zu müssen. Er verabschiedete sich mit einem flüchtigen Nicken, riß die Tür auf und verschwand mit weit ausgreifenden Schritten auf dem Korridor.

Mike starrte ihm stirnrunzelnd nach. Dann drehte er den Kopf und musterte Damona durchdringend.

»Was ist eigentlich mit dir los?« fragte er unverblümt.

Damona zuckte unwillig mit den Achseln. »Nichts. Ich…« Sie brach ab, schüttelte den Kopf und ging zum Fenster hinüber. Menschen und

Autos schienen auf Spielzeuggröße zusammengeschrumpft zu sein, und die Bewegungen der Passanten unter ihr hatten etwas seltsam Ruckartiges, wie bei einem alten, mit viel zu hoher Geschwindigkeit gedrehten Film.

»Ich fühle mich nicht wohl«, flüsterte sie.

»Der Unfall.« Mike nickte. »Vergiß ihn. Der Mann kann nicht schwer verletzt gewesen sein. Sonst wäre er wohl kaum so schnell verschwunden. Vielleicht war er wirklich ein Betrüger.«

Damona starrte schweigend aus dem Fenster. Sie wußte, daß Mike recht hatte, aber die seltsame unerklärliche Unruhe, die von ihr Besitz ergriffen hatte, schien sich eher noch zu verstärken. Irgend etwas war mit diesem Mann nicht in Ordnung gewesen. Sie war sich vollkommen sicher, daß er im Spiegel nicht sichtbar gewesen war.

Eigentlich war das vollkommen unmöglich. Jeder Mensch, jeder materielle Gegenstand, hatte ein Spiegelbild. Und es war auch unmöglich, daß hier magische Kräfte im Spiel gewesen waren. Sie hatte zwar ihre eigenen paranormalen Fähigkeiten teilweise eingebüßt, aber sie hatte das Vorhandensein schwarzmagischer Kräfte trotzdem gespürt.

Nein – das Geheimnis, das den Mann umgab, mußte anderer Natur sein, anders als alles, mit dem sie bisher konfrontiert worden war.

Sie stieß sich vom Fenster ab und ging auf Mike zu. Es hatte keinen Sinn, sich den Kopf über etwas zu zerbrechen, das sie im Moment sowieso nicht lösen konnte.

»Du hast recht«, flüsterte sie. Sie schlang die Arme um seinen Hals, hauchte einen Kuß auf seine Lippen und preßte ihr Gesicht gegen seines. »Entschuldige, Liebling. Ich habe mich wie eine Primanerin aufgeführt.«

»Aber wie eine reizende Primanerin«, flüsterte Mike. »Die reizendste, die ich kenne.« Seine Finger streichelten sanft ihre Wange.

»Es war alles zuviel für dich. Es wird Zeit, daß wir aus dieser Stadt verschwinden.«

Damona löste sich aus seiner Umarmung. »Zuerst müssen wir uns für den Empfang zurechtmachen.«

Mike nickte widerwillig. Auf seinem Gesicht stand Bedauern. »Ich fürchte, du hast recht. Dabei habe ich überhaupt keine Lust.«

»Vielleicht wird es ganz unterhaltsam«, flüsterte Damona. »Immerhin – wer wird schon vom Oberbürgermeister New Yorks zum Dinner eingeladen?« Sie drehte sich um, ging zum Tisch und griff nach ihrer Handtasche. »Ich mache mich nur ein wenig frisch, dann…« Sie brach ab. Ihre Augen weiteten sich ungläubig. »Mike!«

Hunter war mit einem Satz bei ihr. »Was ist passiert?«

»Ich… ich weiß jetzt, was die beiden von mir wollten«, sagte Damona stockend. »Mein Stein. Sie … sie haben das Hexenherz

gestohlen!«

***

Der Raum war niedrig, rund und bis auf einen flachen, dreibeinigen Tisch vollkommen leer. Die Wände bestanden aus Spiegeln; ebenso Boden und Decke. Hohe, rahmenlose Spiegel, die beinahe fugenlos aneinandergesetzt waren und dem Betrachter das Gefühl vermittelten, sich in einem gigantischen Kaleidoskop zu befinden. Die Beleuchtung kam von einer einzelnen Kerze, die auf dem Tisch stand und in der schimmernden Sterilität des Raumes irgendwie verloren und deplaziert wirkte. Aber obwohl es nur diese winzige, ruhig brennende gelbe Flamme gab, war der Raum fast schmerzhaft hell erleuchtet. Die schimmernden Wände warfen das Licht tausendfach zurück. Einem aufmerksamen Beobachter wäre aufgefallen, daß die Spiegel nicht ganz eben waren – ihre Oberflächen waren konkav geschliffen, so daß der Schein der Kerzenflamme wie von einem Parabolspiegel gesammelt und zurückgeworfen wurde.

Einer der Spiegel verblaßte plötzlich.

Er wurde unscharf, blaß und transparent und löste sich schließlich vollständig auf. Ein Mann betrat den Raum. Hinter ihm materialisierte sich der Spiegel wieder.

Ulthar blieb stehen, betrachtete den Tisch mit der Kerze kritisch und nickte schließlich unmerklich. Er hatte die gleichen Vorbereitungen schon unzählige Male getroffen. Er war sicher, daß alles nach Plan ablaufen würde.

Trotzdem war er nervös.

Mit zwei, drei schnellen Schritten durchquerte er den Raum und kniete vor dem Tisch auf den Boden. Seine Lippen murmelten eine lautlose Beschwörungsformel, und seine Hand führte eine verschlungene, komplizierte Bewegung aus, fast als führe er mit den Fingerspitzen über die Linien eines unsichtbaren Pentagramms.

Für eine endlos erscheinende Zeitspanne geschah nichts.

Dann…

Die Veränderung war kaum merklich. Das Kerzenlicht nahm an Leuchtstärke ab, als wäre plötzlich etwas im Raum, das das Licht absorbierte, aufsaugte. Ulthar spürte, wie seine Erregung wuchs. Irgend etwas war im Raum, etwas Fremdes, Böses.

Zwischen dem Tisch und der gegenüberliegenden Spiegelwand entstand eine Bewegung. Es war, als hätte sich ein großer, formloser Schatten aus dem Nichts heraus geformt, der Schatten von etwas, das entfernt menschenähnlich und doch auch ganz anders, bizarr und furchteinflößend war. Während Ulthar aus schreckgeweiteten Augen auf die Erscheinung starrte, wurde der Schatten massiger und fester, bis er die Umrisse eines hochgewachsenen, schlanken Mannes

angenommen hatte.
Ulthar atmete hörbar ein. Das Geräusch schien in der plötzlich eingekehrten Stille überlaut zu sein. Der Schatten vertiefte sich weiter, nahm Substanz an und formte sich schließlich zu einer riesigen Gestalt. Ulthar erblickte einen fast zwei Meter großen, breitschultrigen Mann, dessen Körper fast zur Gänze von einem wallenden, bodenlangen Umhang eingehüllt wurde. Ein Gesicht von beinahe übernatürlicher Schönheit starrte auf den knienden Magier herunter.
Große, perfekt geformte Augen verfolgten jede seiner Bewegungen.
Nicht einmal die kleinen, spitzen Hörner, die aus der Stirn wuchsen, konnten die perfekte Symmetrie dieses Gesichtes stören.
»Du – du bist gekommen«, sagte Ulthar stockend. Er gab sich keine Mühe, das Zittern seiner Stimme zu unterdrücken.
Der Riese nickte knapp. »Ich bin Asmodis«, sagte er. Seine Stimme klang dumpf und männlich, und obwohl er sich Mühe gab, leise zu sprechen, schien ihr Klang den winzigen Raum sprengen zu wollen.
»Ich bin Asmodis, der Fürst der Finsternis«, wiederholte er. »Wir beobachten dein Tun schon lange Zeit, Ulthar. Ich habe darauf gewartet, daß du dich an uns wendest.«
Ulthar war sichtlich überrascht. »Ihr… wißt von mir?«
Asmodis lachte. Es klang häßlich. »Natürlich«, sagte er abfällig.
»Nichts, was ihr Menschen tut, entgeht uns. Und«, er senkte die Stimme noch weiter, trat einen Schritt auf Ulthar zu und musterte ihn mit widerwilliger Anerkennung, »wenn ein Mensch sich in den Dienst des Bösen stellt, verdient das unsere besondere Aufmerksamkeit.« Er brach ab, zögerte einen Moment und richtete sich zu seiner vollen Größe von über zwei Metern auf. Eine fließende, wellenförmige Bewegung huschte über seinen Umhang; das Kleidungsstück bewegte sich, als wäre es ein lebendes Wesen. Als Asmodis weitersprach, hatte seine Stimme den gleichen hochmütigen Klang wie zuvor. »Was willst du?«
»Ich will mit euch zusammenarbeiten«, antwortete Ulthar ruhig.
Asmodis' Gesicht blieb unbewegt. »Du willst uns dienen, meinst du?«
Ulthar verneinte. »Ich weiß schon lange, daß das Reich der Finsternis wirklich existiert«, sägte er zögernd. »Aber ich komme nicht als Bittsteller. Ich bin mächtig genug, als gleichberechtigter Partner mit euch zusammenzuarbeiten. Ich biete dir meine Hilfe an.« Ein verschlagenes Glitzern trat in seine Augen, als er den Erzdämon musterte. Aber Asmodis schien davon nichts zu bemerken.
»Wenn du so mächtig bist«, sagte er nach einer Weile, »warum verlangst du dann nach meiner Hilfe?«
Ulthar antwortete nicht auf die Frage. Statt dessen stand er auf, ging zur rückwärtigen Wand des Raumes hinüber und fuhr mit den Fingerspitzen über die Oberfläche eines Spiegels. Eine huschende,

wellenförmige Bewegung schien über das Kristallglas zu fließen.
Dann wallte etwas wie Nebel darin, und nach wenigen Sekunden erschien die schlanke Figur einer etwa zwanzigjährigen Frau im Spiegel.
»Damona King!«
Asmodis' Gesicht verzerrte sich vor Haß. Sein Kopf ruckte in einer schlangengleichen Bewegung herum. »Was hast du mit dieser Hexe zu schaffen?« zischte er drohend.
»Nichts«, antwortete Ulthar. »Aber wenn meine Informationen richtig sind, dann dürfte diese Frau dein größter Feind sein.«
Asmodis zögerte. Sein ehemals überirdisch schönes, männliches Gesicht hatte sich zu einer häßlichen Grimasse des Hasses verzerrt.
»Du hast recht«, sagte er schließlich widerwillig. »Diese Frau hat uns mehr Schaden zugefügt als jemals ein Mensch zuvor.«
»Ich werde Sie vernichten«, sagte Ulthar.
Asmodis lachte abfällig. »Du?« fragte er. »Du willst etwas fertigbringen, was alle meine Dämonen nicht geschafft haben?«
Ulthar nickte ungerührt. »Die Vorbereitungen sind bereits getroffen«, sagte er. »Aber ich stelle gewisse Bedingungen, wenn ich dir diesen Dienst erweise.«
»Bedingungen?« schrie Asmodis. »*Du* stellst *mir* Bedingungen?«
»Natürlich«, sagte Ulthar kalt. »Ich werde Damona King unschädlich machen und damit der Sache des Bösen einen großen Dienst erweisen. Aber ich verlange dafür Unterstützung in meinem Kampf gegen die Menschen.«
Asmodis zögerte.
»Dein Kampf gegen die Menschen«, sagte er nach einer Weile. »Du bist selbst eine menschliche Kreatur. Warum willst du uns unterstützen?«
Ulthar lachte böse. »Du hast das richtige Wort gewählt, Asmodis. Kreatur. Die Menschen sind nichts anderes als minderwertige Kreaturen. Ich war einst auf ihrer Seite. Mit meinen Entdeckungen hätte ich diese Welt in ein Paradies verwandeln können. Ich hätte Kriege und Hunger und Leid abgeschafft und diese Welt glücklich gemacht. Aber sie haben mich verspottet und verjagt. Sie haben mir alles genommen. Sie haben alles zerstört und zerschlagen, was ich besaß, sie haben mich eingesperrt und behauptet, ich wäre wahnsinnig. Ich hasse sie. Reicht dir das als Grund?«
Asmodis überlegte.
»Also gut. Ich verspreche dir Hilfe in deinem Kampf – schließlich dient er letztlich unserer Sache. Vernichte Damona King, und wir sind Verbündete.«
Asmodis hob die Arme. Seine Gestalt schien sich in einen irrsinnigen Wirbel aus Schwärze und Dunkelheit aufzulösen. Dann war er

verschwunden.

Das triumphierende Lächeln auf Ulthars Gesicht konnte er nicht mehr sehen.

***

»Ich freue mich, daß Sie gekommen sind«, sagte Paul Bender. Er streckte Damona die Hand entgegen und zauberte ein halbwegs gelungenes Lächeln auf sein Gesicht.

Damona ergriff die dargebotene Hand und schüttelte sie. Sie fühlte sich kühl und glatt an.

»Darf ich Ihnen Mister Hunter und Mister Tozzi vorstellen?«

Bender nickte geschäftsmäßig und begrüßte die beiden flüchtig.

Dann wandte er sich sofort wieder an Damona. »Wir waren schon in Sorge, daß Sie wegen der bedauerlichen Zwischenfälle vom heutigen Tage nicht kommen«, sagte er ungelenk.

»Sie wissen davon?«

»Sicher. Ich erfahre alles, was in meiner Stadt vorgeht. Oder jedenfalls fast alles«, fügte er mit einem listigen Lächeln hinzu. »Ich habe meine besten Leute auf den Fall angesetzt. Ich verspreche Ihnen, daß ich Ihr Schmuckstück zurückbringe. Die Beschreibung, die wir von den Tätern haben, war ja ganz brauchbar.«

»Soviel Aufwand wegen einer gestohlenen Kette?«

Bender zuckte mit den Achseln. »New York ist eine Weltstadt«, sagte er trocken. »Wir können es nicht zulassen, daß unsere Gäste auf offener Straße bestohlen werden. Aber reden wir später davon.«

Er winkte einen der zahllosen Kellner zu sich. »Bringen Sie unseren Gästen etwas zu trinken.«

Damona begann sich zunehmend unbehaglich zu fühlen. Sie hatte diese großen, von künstlicher Fröhlichkeit bestimmten Cocktailpartys niemals gemocht. Und der Verlust ihres Hexenherzens stimmte sie nicht gerade fröhlicher.

Der Stein war mehr als ein bloßes Schmuckstück. Damona hatte das Geheimnis des versteinerten Hexenherzens noch nicht ergründen können. Aber sie wußte, daß in ihm mächtige magische Kräfte schlummerten. Kräfte, vor denen selbst sie sich fürchtete. In den falschen Händen konnte er zu einer ungeheuren Waffe werden.

Sie schmiegte sich dichter an Mike und versuchte, die Menschenmenge zu überblicken; ein Unternehmen, das fast aussichtslos erschien. Grob geschätzt befanden sich vielleicht zweihundertfünfzig Personen in dem weiten, in barockem Stil eingerichteten Ballsaal.

Oberbürgermeister Conelly schien alles eingeladen zu haben, was in der Stadt Rang und Namen hatte. Obwohl es noch relativ früh war, hatten sich bereits überall die auf Partys berüchtigten Gruppen und

Grüppchen gebildet; kleine, meist aus zwei bis sechs Personen bestehenden Pulks, die sich an ihren Drinks festklammerten und miteinander redeten. Auf einer Empore im Hintergrund des Ballsaales kämpfte eine Big Band vergeblich gegen den Lärm an, den eine solche Menschenmenge verursachte. Weißlivrierte Kellner und Dienstboten flitzten wie ein Schwarm kleiner geschäftiger Fische durch die Menschenmenge, Tabletts mit Gläsern und kleinen Appetithappen über dem Kopf oder vor sich balancierend. Die Südseite des riesigen Saales wurde von einer scheinbar endlosen Tafel beherrscht, an der Köche mit hohen, weißen Mützen damit beschäftigt waren, dem kalten Büffet den letzten Schliff zu geben.

»Für eine Stadt, die seit Jahren am Rande des Ruins dahinstolpert, ein ziemlich großer Aufwand«, murmelte Damona.

Bender drehte sich um und grinste. Offenbar hatte er die geflüsterten Worte trotz des Lärms verstanden.

»Ich kann Sie beruhigen, meine Liebe«, sagte er. »Dies hier geht nicht auf Kosten des Steuerzahlers. Oberbürgermeister Conelly zahlt das Fest aus eigener Tasche. Immerhin feiert er heute sein zehntes Dienstjubiläum.«

Der Kellner kam mit den bestellten Getränken und rettete Damona davor, sich eine schlagfertige Entschuldigung einfallen zu lassen.

»Kommen Sie«, sagte Bender. »Ich stelle Sie dem Oberbürgermeister vor.«

Der Polizeipräsident drehte sich um und bahnte sich und seinen Begleitern eine Gasse durch die Menschenmenge.

»Hast du eine Ahnung, wie lange die Party geht?« flüsterte Damona.

Mike lächelte. »Sie hat ja noch nicht einmal angefangen«, sagte er.

»Schon keine Lust mehr?«

Damona antwortete nicht sofort. Dieses seltsame Unbehagen, das von ihr Besitz ergriffen hatte, schien sich mit jeder Minute zu verstärken. Vielleicht, versuchte sie sich einzureden, lag es wirklich nur am Verlust ihres Steines. Sie kam sich irgendwie nackt und verwundbar vor. Wer immer die Männer beauftragt hatte, den Stein zu stehlen, verfolgte damit weitergehende Ziele. Es war nicht das erste Mal, daß ihr Stein gestohlen worden war – Asmodis war kein Idiot, und er wußte, daß er Damona wesentlich leichter ausschalten konnte, wenn er ihr ihre mächtigste Waffe nahm.

Aber bisher hatte sie wenigstens gewußt, gegen wen sie zu kämpfen hatte. Diesmal war sie hilflos. Sie wußte nicht, wer der Gegner war, sie wußte nicht, wo er war, und sie wußte nicht, was er beabsichtigte. Und es war kein sehr angenehmes Gefühl, tatenlos dazusitzen und darauf zu waren, daß der Gegner zu seinem nächsten Schlag ausholte.

Sie betrachtete nachdenklich Benders Rücken. Die seltsame Kühle seiner Haut fiel ihr wieder ein – so ähnlich hatte sich die Hand des

Diebes angefühlt. Kalt, glatt und irgendwie künstlich.

Damona schüttelte ärgerlich den Kopf. Sie fing schon an, Gespenster zu sehen. Bender war sicher nichts als ein kleiner, netter Mann.

Sie konnte der Gegenseite keinen größeren Gefallen tun, als jetzt alles und jeden zu verdächtigen.

Aber ihre Beunruhigung blieb.

***

Noch lange, nachdem Asmodis verschwunden war, saß Ulthar bewegungslos auf dem Fußboden und starrte in die ruhig brennende Kerzenflamme. Sein Gesicht war unbewegt, eine steinerne Maske, auf der keinerlei Gefühlsregung abzulesen war. Aber in seinem Inneren brodelte es.

Der Augenblick der Rache war gekommen.

Der Moment, auf den er jahrelang, jahrzehntelang gewartet hatte.

Er versuchte, seine Erregung zu unterdrücken. Er mußte einen klaren Kopf behalten. Seine Vorbereitungen waren schon zu weit gediehen, als daß er jetzt noch einen Fehler begehen durfte.

Er stand auf, blies die Kerze aus und schlurfte mit hängenden Schultern durch den Raum. Leise, schrille Musik drang an sein Ohr: Drehorgelklänge, alte, längst vergessene Schlager und Big-Band-Musik, wie sie vielleicht vor dreißig, vierzig Jahren up to date gewesen war.

Er verließ den Raum, ging durch einen niedrigen, mit dunklem Samt ausgekleideten Raum und betrat schließlich sein Allerheiligstes: Einen weiten, hohen, domartigen Saal, dessen Dimensionen im krassen Gegensatz zu den äußeren Abmessungen des Gebäudes standen. Hunderte und aber Hunderte von großen, rechteckigen und in weiße Leinentücher eingeschlagene Spiegel standen in scheinbarem Chaos auf dem schimmernden Boden, bildeten ein verwirrendes Labyrinth von Gängen und Kreuzungen, Sackgassen und Abzweigungen und verliehen dem Raum eine eigene, irgendwie bedrückende Geometrie.

Ulthar schlurfte zielsicher durch die schmalen Gänge. Jeder Fremde hätte sich hier hoffnungslos verirrt, aber der alte Magier fand den Weg auch mit geschlossenen Augen.

Am Ende eines langen, schmalen Ganges, dessen Wände aus verhangenen Spiegeln bestanden und nach innen geneigt waren, blieb er stehen. Er zögerte einen winzigen Augenblick, ehe er nach dem Leinentuch griff und es mit einem entschlossenen Ruck herunterzog.

Das Spiegelbild darin war nicht seines.

Der Spiegel zeigte ein getreues Abbild des Ganges mit seinen weißen, an eine Leichenhalle erinnernden Wände, des klinisch sauberen Fußbodens und eines Teils der schimmernden Metalldecke. Aber der Mann darin war nicht Ulthar.

Ein triumphierendes Lächeln huschte über Ulthars Gesicht, als er die

schlanke, hochgewachsene Gestalt musterte. Der Mann mochte etwa vierzig Jahre alt sein; vielleicht ein wenig älter. Sein Gesicht war fein geschnitten, und in den Augen lag ein intelligenter, überlegender Ausdruck.

»Cramer…«, murmelte Ulthar. »Jebediah Cramer …«

Ein unmerkliches Zittern schien über das Spiegelbild zu laufen.

Das Gesicht bewegte sich, zeigte plötzlich einen Ausdruck tiefster, verzweifelter Qual, und in die Augen trat ein bittender Ausdruck.

»Du erinnerst dich nicht an mich, wie?« flüsterte Ulthar.

Das Cramer-Spiegelbild bewegte die Lippen.

»Gib dir keine Mühe«, kicherte Ulthar. »Du bist gefangen. Erinnerst du dich wirklich nicht an mich? Es ist lange her, Jebediah. Du warst damals noch jung. Du warst einer von denen, die mich gejagt und gefangen haben. Du hast mich vergessen, nicht? Aber ich habe euch nicht vergessen. Weder dich noch all die anderen Narren, die mich gedemütigt und über mich gelacht haben.« Er kicherte, trat einen Schritt zurück und musterte Cramer triumphierend. Als er weitersprach, zitterte seine Stimme vor Erregung.

»Der Tag meiner Rache ist da, Jebediah. Schade, daß du sie nicht in vollen Zügen genießen kannst.«

Er kicherte erneut, warf das Tuch mit gekonntem Schwung wieder über den Spiegel und ging zu einer schmalen, metallverkleideten Tür an der Rückwand des Raumes hinüber. Als er sie öffnete, wurde die Musik lauter. Stimmengewirr drang an sein Ohr.

Ulthar blinzelte, als er aus dem Halbdunkel des Gebäudes in die grelle Beleuchtung des Vergnügungsparkes hinaustrat. Der weite, runde Platz vor ihm war von hektischem, quirlendem Leben erfüllt.

Menschen hasteten vorüber, schrien, lachten, vergnügten sich an den bunten Buden ringsum oder standen an der Kasse des Riesenrades Schlange.

Seine Geschöpfe.

Ulthar spürte, wie sich das Gefühl von Macht und Unbesiegbarkeit in ihm festigte, als er auf das scheinbar ziellose Treiben von Coney Island blickte. Sie alle waren seine Sklaven – eine schweigende, unsichtbare und unbesiegbare Armee, die darauf wartete, zum Werkzeug seiner Rache zu werden.

Ulthar schnippte mit den Fingern. Eine spürbare Veränderung ging mit der Szenerie vor sich. Die Musik wurde leiser und verklang schließlich ganz. Die riesige Stahlkonstruktion des Riesenrades kam zum Stillstand, die Gespräche und das Lachen der Menschen versiegten. Köpfe drehten sich, und die angstvollen Blicke aus Hunderten von Augenpaaren richteten sich auf den Magier.

Ulthar trat beiseite und deutete mit einer befehlenden Geste auf die Tür, durch die er das Gebäude verlassen hatte.

***

»Miß King!« Oberbürgermeister Conelly drückte einem der geschäftig herumflitzenden Dienstboten sein Glas in die Hand und kam mit langen Schritten auf Damona zu. »Wie schön, daß Sie gekommen sind.« Er grüßte Bender mit einem knappen Kopfnicken, hakte sich jovial bei Damona unter und zog sie fast gewaltsam mit sich.

»Gefällt Ihnen unsere kleine Party?« fragte er.

Damona nickte. »Sicher. Es ist…«

»Etwas ungewohnt, ich weiß«, nickte Conelly. »Bei Ihnen in England geht es sicher etwas gemütlicher zu. Aber Sie werden sehen, auch unsere hektische Lebensweise hat ihre Vorzüge.« Er streichelte Damona mit einer väterlichen Geste die Hand, lächelte gutmütig und angelte ein Glas von einem Tablett. »Trinken Sie, Kind«, sagte er. »Trinken Sie. Ich habe nur das Beste vom Besten kommen lassen, Ihnen zu Ehren.«

Er sprach so schnell, daß Damona Mühe hatte, seinen Worten zu folgen, und seine Bewegungen waren von einer derart quirligen, nervösen Art, daß Damona sich unwillkürlich an einen auf und ab hüpfenden Gummiball erinnert fühlte.

Conelly war ein Mensch, für den man auf Anhieb Sympathie empfinden mußte: Klein, ein wenig zur Fettleibigkeit neigend, und mit einem gutmütigen, sanften Gesicht – der Typ des gütigen alten Mannes, den man zu Weihnachten in ein rotes Kostüm steckte und ihn die Kinder bescheren ließ. Damona fragte sich unwillkürlich, wie es jemand wie Conelly schaffen konnte, zum Oberbürgermeister einer Stadt der Größe New Yorks zu werden.

»Wenn ich ehrlich sein soll«, sagte Damona, »habe ich lange mit mir gerungen. Ich wollte eigentlich gar nicht kommen.«

Conelly nickte verständnisvoll.

»Mich öden diese Partys im Grunde auch an«, sagte er. »Aber von Zeit zu Zeit muß es sein.« Er nippte an seinem Glas, ließ seine kleinen, durchdringenden Augen blitzartig über die versammelte Menge gleiten und lächelte dann. »Ich habe Sie von Ihren Begleitern getrennt, glaube ich. Tut mir leid.«

»Oh, Mike und Romano werden schon nicht verlorengehen. Im Zweifelsfall finden wir sie bestimmt am Büfett wieder.«

Conelly grinste, stellte sein Glas abermals ab und nahm Damona am Arm. »Kommen Sie, meine Liebe. Ich stelle Sie den anderen vor. Mister Bender kennen Sie ja bereits?«

»Flüchtig.«

Conelly scheuchte ein paar andere Partygäste beiseite und führte Damona quer durch den Raum zu einer etwas geschützt liegenden Nische.

Musik und Stimmengewirr waren hier nicht ganz so laut. Conelly

deutete auf eine Gruppe etwa gleichaltriger, in elegante Smokings gekleidete Männer.

»Mister Croyd, Mister Bender, Mister Sorensen, Mister Cramer.«

Er grinste listig. »Sozusagen das Gehirn der Stadt. Ihnen zu Diensten, Miß King.«

Damona musterte die vier Männer mit gemischten Gefühlen. Conellys harmlos klingende Worte waren kaum übertrieben. In den Händen dieser vier Männer – fünf, Conelly mitgerechnet – lag praktisch die gesamte Macht der Millionenstadt konzentriert. Bender konnte im Notfall praktisch allein über die fünfunddreißigtausend Polizeibeamten der Stadt gebieten. Das gleiche galt für Cramer. Seine FBI-Truppe mochte kleiner sein, aber dafür schlagkräftiger.

Croyd war alleiniger Geschäftsführer einer privaten Polizeitruppe, über deren wirkliche Größe nur er allein Bescheid wußte. Aber wenn auch nur die Hälfte der Gerüchte, die Damona über ihn gehört hatte, zutrafen, mußte er über eine regelrechte Armee verfügen.

Und schließlich Sorensen – ein großer, überschlanker Mann mit grauen Schläfen und durchdringenden Augen, Leiter der Gesundheitsbehörde. Wenn Sorensen nicht wollte, würde sich in der gesamten Stadt kein Rad mehr drehen.

Damona konnte die Aura der Macht, die die fünf Männer einhüllte, fast körperlich spüren.

Und noch etwas.

Der Eindruck war nicht mit Worten zu beschreiben. Es war nur ein Gefühl, die Ahnung einer Ahnung vielleicht. Irgend etwas… Damona versuchte, die Empfindung in Worte zu kleiden, aber es gelang ihr nicht. Diesen Männern – Conelly ausgenommen – schien irgend etwas gemein zu sein, ein unsichtbares Band, das sie verband, eine Gemeinsamkeit, die man nicht sehen, aber desto deutlicher spüren konnte.

Wieder fiel ihr die seltsame Empfindung ein, die sie bei Benders Berührung gehabt hatte. Seine Haut hatte sich kühl und glatt und irgendwie hart angefühlt – und irgendwie sah Bender auch so aus. Sie hatte plötzlich das Gefühl, gar keinem lebenden Menschen, sondern einer Maschine gegenüberzustehen.

Damona spürte einen fast unüberwindlichen Widerwillen in sich aufsteigen. Die Musik in ihren Ohren schien plötzlich schriller zu klingen. Die Bewegungen der vier Männer wirkten plötzlich irgendwie hölzern und gezwungen, und in ihren Worten schien ein drohender Unterton mitzuschwingen.

Böse.

Der Gedanke stand klar und mit unbezwingbarer Kraft in ihrem Bewußtsein. Diese vier Männer waren böse. Ein einziger Blick in ihre Augen genügte, um Damona davon zu überzeugen. In Croyd, Bender,

Sorensen und Cramer schien das personifizierte Böse vor Damona erschienen zu sein – die Essenz aller negativen Eigenschaften, die ein Mensch überhaupt haben konnte.

Sie merkte kaum, wie Conelly sie ansprach. Erst, als er sie sanft am Arm berührte und sie dem besorgten Blick seiner Augen begegnete, löste sich der Bann, der von ihr Besitz ergriffen hatte.

»Was ist mit Ihnen, meine Liebe?« fragte Conelly. »Fühlen Sie sich nicht wohl?«

Damona schüttelte hastig den Kopf. »Es ist… nichts, Mister Conelly. Wirklich.«

Aber Conelly ließ sich nicht beirren. »Sie fühlen sich nicht wohl, nicht?« fragte er verständnisvoll. »Der lange Flug, dann der Klimawechsel…«, er lockerte demonstrativ seinen Krawattenknoten. »Es ist verdammt heiß hier bei uns. Ich vergesse das manchmal, aber für jemanden, der das milde englische Wetter gewohnt ist, muß die Umstellung nicht so leicht zu verkraften sein.«

»Wirklich, Mister Conelly, es ist… nichts«, wehrte Damona ab.

»Wenn mir vielleicht jemand den Weg zum Bad zeigen könnte. Ich werde mich ein wenig frisch machen – danach geht es mir sicher besser.«

Conelly nickte, und Damona registrierte erfreut, daß er ihre Erklärung offenbar akzeptierte.

»Meine Frau wird Ihnen den Weg zeigen«, sagte Conelly. Er drehte sich um, stellte sich auf die Zehenspitzen und schrie dann, ohne sich um Etikette oder die Feinheiten gesellschaftlichen Zusammenseins zu scheren: »Mary!«

Eine Reihe mißbilligender Blicke trafen Conelly. Aber das schien ihn nicht zu stören. Cramer lächelte kalt. Offensichtlich war man ein derart exzentrisches Benehmen von Conelly gewohnt.

»Mister Conelly«, sagte Damona, »es ist wirklich…«

Conelly brachte sie mit einer energischen Geste zum Schweigen und rief ein zweites Mal nach seiner Frau. Seine Bemühungen wurden nach wenigen Augenblicken belohnt.

Mary Conelly war eine kleine, stämmige Frau, die in dem teuren Ballkleid ebenso deplaciert wirkte wie ihr Mann im Smoking. Sie kam mit kleinen, schnellen Schritten auf ihren Mann zu. Auf ihrem Gesicht stand eine Mischung zwischen Mißbilligung und Ergebenheit. Wahrscheinlich, dachte Damona, hatte sie schon vor langer Zeit aufgehört, sich über das Benehmen ihres Mannes zu wundern.

»Sei so lieb und kümmere dich um Miß King«, sagte Conelly. »Sie möchte sich ein wenig frisch machen.«

»Gern. Kommen Sie…«

Damona atmete innerlich auf, als Mary Conelly ihren Arm bei ihr unterhakte und sie die Nische verließen. Ihr war, als würde ein

dumpfer Druck von ihrer Seele genommen, nachdem sie aus der unmittelbaren Nachbarschaft der vier Männer verschwunden war.

»Die Reise muß sehr anstrengend gewesen sein«, sagte Mary Conelly leutselig.

Sie führte Damona in einem komplizierten Zickzackkurs zwischen den übrigen Partygästen hindurch und steuerte auf die rückwärtige Wand des Ballsaales zu.

»Mein Mann hat schon den ganzen Tag von Ihnen geredet, Damona«, sagte sie. »Er schien ganz begeistert von Ihnen zu sein.«

Damona lächelte verlegen. »Wir kennen uns doch gar nicht.«

»Aber er hat von Ihnen gehört«, gab Mary zurück. »Wenn ich ehrlich sein soll – ich bewundere Sie ebenfalls. So ganz allein einen so riesigen Konzern zu leiten…« Sie lächelte. »Manchmal wird es mir schon zuviel, wissen Sie. Dabei kann ich mir vorstellen, daß Ihr Leben noch viel aufreibender ist.«

»Man gewöhnt sich daran«, sagte Damona. »Außerdem habe ich genügend Hilfe.«

»Mister Tozzi, ich weiß«, nickte Mary. »Ich habe ihn gestern kennengelernt. Ein fähiger Mann.« Sie blieb stehen und sah sich um.

»Ist er nicht mitgekommen?«

Damona nickte. »Doch. Aber ich fürchte, wir haben uns aus den Augen verloren.« Sie entdeckte Mike und Romano bei einer Gruppe am anderen Ende des Saales und unterdrückte im letzten Moment den Impuls, zu Mike zu eilen und ihm ihre Entdeckung mitzuteilen.

Zuerst mußte sie Mrs. Conelly auf diplomatische Weise loswerden.

Auch im liberalen Amerika gehörte es sicherlich nicht gerade zum guten Ton, festzustellen, daß man die vier Ehrengäste des Abends für Sendboten der Hölle hält.

Sie verließen den Saal und gingen durch einen langen, von kostbaren Wandleuchtern erhellten Korridor.

Damonas Blicke tasteten über die kostbaren Seidentapeten und blieben an einem häßlichen, rechteckigen Fleck hängen.

Mary Conelly lächelte entschuldigend, als sie den fragenden Ausdruck in Damonas Gesicht bemerkte.

»Es sieht nicht sehr hübsch aus, ich weiß«, sagte sie bedauernd.

»Ist es bei Ihnen drüben in England auch so schlimm mit den Handwerkern?«

Damona sah ihre Gastgeberin fragend an.

»Schrecklich, meine Liebe, schrecklich, sage ich Ihnen«, fuhr Mary kopfschüttelnd fort. »Ob Sie es glauben oder nicht – Sie werden im ganzen Haus keinen Spiegel finden.« Sie lachte spöttisch. »Vor zwei Wochen hat Steven die Handwerker beauftragt, sie zu erneuern. Abgeholt haben sie sie, aber…«

»Erneuern?« fragte Damona. Sie spürte, wie ihr gerade besänftigtes

Unbehagen wieder erwachte. Allmählich formten sich in ihrem Inneren die verschiedenen Teile eines Puzzlespieles zu einem Bild.

Mary zuckte mit den Achseln. »Steven hat versucht, es mir zu erklären, aber ich muß gestehen, daß ich kaum etwas verstanden habe. Irgend so eine verrückte Erfindung, glaube ich – Spiegel, die nicht mehr anlaufen, oder so. Sicher, die Putzfrauen werden sich freuen. Aber wir stehen jetzt seit zwei Wochen ohne einen einzigen Spiegel da. Und ich hatte so gehofft, daß die Sache vor dem heutigen Tag in Ordnung gebracht wird.« Sie blieb stehen und deutete auf eine kaum sichtbare Tapetentür. »Wir sind da.«

Damona nickte und betrat den Raum. Helles, blendfreies Licht flammte bei ihrem Eintreten automatisch auf und tauchte den Raum in schattenlose Helligkeit. Aber Damona hatte keinen Blick für die kostbaren Bodenfliesen, die vergoldeten Armaturen und die schweren, aus weißem Marmor gearbeiteten Handwaschbecken an der Wand.

Mary Conellys Worte klangen noch immer in ihr nach. *Ob Sie es glauben oder nicht – aber wir haben seit zwei Wochen keinen einzigen Spiegel mehr im Haus…*

Und plötzlich wußte sie es.

Der Mann heute morgen – es war keine Täuschung gewesen.

Er hatte kein Spiegelbild gehabt.

Benders Haut.

Sie schloß die Augen und versuchte sich zu konzentrieren. Sie hatte die ganze Zeit gewußt, woran sie die Berührung erinnert hatte.

Aber ihr Bewußtsein hatte sich geweigert, die Erklärung zu akzeptieren.

Glas…

Benders Haut hatte sich wie Glas angefühlt, wie kühles, glattes, geschliffenes Glas.

Spiegelglas…

Für eine endlose Sekunde stand sie wie gelähmt da und starrte auf die drei hellen, rechteckigen Flecken an der gegenüberliegenden Wand, wo bis vor wenigen Tagen noch die Spiegel gehangen hatten.

Plötzlich hatte sie Angst.

***

»Möchte wissen, wo Damona ist«, sagte Mike halblaut.

Romano Tozzi machte eine unbestimmte Kopfbewegung nach rechts. »Ich glaube, Conelly hat sie abgeschleppt.« Er grinste. »Sie sollten sich vorsehen, Mike. Conelly ist als Möchtegern-Casanova berüchtigt.« Er leerte sein Glas und schielte verlangend zum kalten Büfett hinüber.

»Der Abend scheint ja wenigstens eine gute Seite zu haben.«

Mike lächelte. Er hatte bis jetzt zwei oder drei Whisky getrunken und konnte ebenfalls einen Happen vertragen. Es war immer dasselbe auf

diesen Partys – Dutzende von Leuten drängten einem Drinks auf und waren tödlich beleidigt, wenn man ablehnte. Das Ergebnis war dann meistens, daß man viel zuviel trank und am nächsten Morgen mit einem Kater aufwachte.

Er versetzte Romano einen freundschaftlichen Rippenstoß und schlenderte auf die Tafel zu. Das Küchenpersonal schien mit den Vorbereitungen noch nicht ganz fertig zu sein, was aber eine ganze Anzahl Gäste nicht daran hinderte, schon zuzugreifen.

»Wenigstens sind wir nicht die ersten«, grinste Romano. Er angelte sich einen Teller vom Stapel, musterte die aufgefahrenen Spezialitäten mit Kennerblick und pfiff anerkennend durch die Zähne.

»Conelly scheint ein Gourmet zu sein«, sagte er leise. »Wenn er das wirklich alles aus eigener Tasche bezahlt, möchte ich gerne sein Gehalt beziehen.«

»Oder seinen Kredit haben«, versetzte Mike.

Romano grinste und lud sich seinen Teller voll. »Greifen Sie zu, Mike«, sagte er, »bevor die besten Sachen weg sind.« Er nahm eine Gabel voll Kaviar und verzog anerkennend das Gesicht. »Köstlich.«

Mike griff ebenfalls nach einem Teller. Das Licht der Kristallüster brach sich auf dem polierten Porzellan und schuf ein verwirrendes Muster aus Gold und Weiß.

Mike spielte einen Augenblick mit dem Teller herum und musterte unentschlossen das Büfett. In dem weißen Porzellan spiegelten sich die Gestalten der hinter ihm stehenden Partygäste.

Irgend etwas stimmte mit dem Bild nicht.

Mike runzelte die Stirn, drehte sich um und musterte die hinter ihm stehende Gruppe unauffällig. Auf den ersten Blick war nichts Ungewöhnliches festzustellen – es war eine der üblichen Partygruppen: Drei oder vier Männer im eleganten Smoking, die von der gleichen Anzahl Frauen flankiert wurden.

Erst, als er sich wieder umdrehte und den Teller ein zweites Mal als Spiegel benutzte, wurde ihm der Unterschied klar.

Zwei der vier Männer besaßen kein Spiegelbild.

***

Ulthar fuhr herum, als er das Geräusch hörte.

An der Wand hinter ihm war ein gleißendes, schmerzhaft grelles Licht erschienen, in dessen Zentrum ein dunkler, unidentifizierbarer Umriß waberte.

Der Magier hob schützend die Hand vors Gesicht, als eine Welle sengender Hitze durch den Raum fuhr. Ein dumpfer, übelkeitserregender Geruch nach Schwefel und Hitze lag plötzlich in der Luft und ließ ihn nach Atem ringen.

»Asmodis!«

Der Höllenfürst trat mit einem Schritt aus der Lichterscheinung heraus. In seinen Augen glomm ein dunkelrotes, höllisches Feuer.

»Ich bin gekommen, um die Vernichtung der Hexe mitanzusehen«, sagte er. Er machte eine befehlende Geste mit der Rechten. Die Flammenwand hinter ihm veränderte sich, formte sich zu einem brüllenden, kochenden Tunnel mit weißglühenden Wänden, an dessen Ende undeutlich eine Anzahl Alptraumkreaturen sichtbar wurden: Große, grüngeschuppte Echsen mit fürchterlichen Fängen, schwarzbehaarte Spinnenmonster, kleine, verkrüppelte Gnome mit ungeheuer muskulösen Armen und Händen.

»Mein Heer steht bereit, um dir die versprochene Unterstützung zu gewähren«, sagte Asmodis.

Ulthar erholte sich allmählich von seiner Überraschung.

»Das wird nicht nötig sein«, sagte er ruhig. »Die Hexe ist schon so gut wie besiegt. Aber du kannst gerne bleiben und bei ihrer Vernichtung zusehen, wenn du willst.«

Asmodis zog verblüfft die Brauen zusammen, sagte aber nichts.

Der Flammentunnel hinter ihm schmolz zusammen, wurde zu einem kleinen, weißglühenden Fleck und verlosch schließlich.

»Ich hoffe, du unterschätzt Damona King nicht«, sagte er lauernd.

Ulthar lächelte. »Bestimmt nicht.« Er drehte sich um, ging mit schnellen Schritten durch den Raum und blieb neben der Tür stehen. »Komm. Der Kampf beginnt.«

Asmodis folgte ihm zögernd. Sie gingen durch einen langen, niedrigen Gang, der ganz mit Spiegeln ausgekleidet war, durchquerten sinnverwirrende Kreuzungen und Irrwege und erreichten schließlich einen weiten, niedrigen Raum, der von flackernden Kerzen nur spärlich erleuchtet wurde.

Im Zentrum des Raumes stand ein riesiger, in kostbare Schnitzereien gerahmter Spiegel. Ulthar trat darauf zu, murmelte ein paar halblaute Worte und fuhr mit den Fingerspitzen darüber. Graue Nebelschwaden schienen für einen Moment über die riesige Kristallfläche zu wallen, dann klärte sich das Bild, und Asmodis hatte das Gefühl, durch ein übergroßes Fenster auf den Ballsaal zu starren, in dem Conellys Jubiläumsfeier gerade dem Höhepunkt zustrebte.

»Die Falle ist schon zugeschnappt«, flüsterte Ulthar. »Sie sind alle da. Alles, was in dieser Stadt Rang und Namen hat. Und sie werden mir nicht entkommen. Keiner.« Er berührte den Spiegel erneut, und die Szene wechselte.

Ein hoher, von Schatten und jahrzehntealtem Staub erfüllter Raum. Auf dem Boden standen Kisten, Kartons und ausrangierte Möbelstücke herum, und im Hintergrund glaubte Asmodis eine vage Bewegung wahrzunehmen.

»Es beginnt«, flüsterte Ulthar.

***

Damonas Herz begann wild zu schlagen, als sie durch den schmalen Gang zum Ballsaal zurückging. Der leere, helle Fleck an der Wand, an der der Spiegel gehangen hatte, schien sie höhnisch anzugrinsen.

Sie wußte jetzt, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Ihre Nervosität war nicht unbegründet gewesen, und das Gefühl der Bedrohung, das wie ein übler Pesthauch über dem Ball zu schweben schien, entsprang ganz und gar nicht ihrer Einbildung.

Aber das Ganze ergab keinen Sinn.

Sie wußte, daß Asmodis keine Gelegenheit auslassen würde, ihr Schaden zuzufügen oder sie zu vernichten, aber die Sache trug nicht seine Handschrift. Asmodis ging anders vor.

Sie blieb am Eingang des Ballsaales stehen und hielt über das Meer wogender Köpfe nach Mike Ausschau. Aber sie konnte ihn nirgends entdecken. Bei der Anzahl der hier versammelten Menschen würde es fast ans Wunderbare grenzen, einen einzelnen Mann auf Anhieb herauszufinden.

Jemand berührte sie zaghaft an der Schulter. »Äh… Verzeihung…«

Damona fuhr unnötig heftig herum. »Ja?«

»Sie… Sie sind Miß King?« fragte der Mann. Er war groß, beinahe ein Riese, und höchstens zwanzig Jahre alt. Seine Schultern schienen die Smokingjacke sprengen zu wollen, und seine Hände, die ungeschickt den zerbrechlichen Stiel eines Sektglases umklammerten, schienen eher dazu geeignet, einen Schmiedehammer zu schwingen.

»Ich bin Miß King«, antwortete Damona. »Warum?«

Der Junge lächelte ungeschickt. »Sie… Sie werden mich nicht kennen«, sagte er unbeholfen. »Aber ich muß Sie sprechen. Sofort.«

»Warum?«

»Sehen Sie, das ist…« Er brach ab und suchte sichtlich nach Worten. »Ich habe Sie beobachtet«, stieß er schließlich hervor. »Vorhin, als Sie mit Bender und den anderen sprachen. Und … Sie haben es gemerkt, nicht?«

»Was gemerkt?« fragte Damona. Irgend etwas an dem Jungen störte sie, etwas, das sie auf beunruhigende Art an Bender und Cramer und die anderen erinnerte. Sie wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

»Die Spiegel«, sagte er. »Ich weiß, was es damit auf sich hat. Aber… Sehen Sie, niemand würde mir glauben. Und da habe ich gedacht, Sie …« Er stockte, spielte nervös mit seinem Glas und warf Damona einen fast flehenden Blick zu. »Vielleicht gehen wir irgendwohin, wo wir in Ruhe sprechen können«, sagte er dann. »Ich … ich traue hier niemandem.«

Damona zögerte noch. Sie wünschte sich, Mike oder Romano wären hier, aber sie konnte keinen der beiden entdecken.

»Gut«, sagte sie schließlich. »Gehen wir.«

Der Junge nickte erleichtert, stellte sein Glas auf einen Tisch und machte eine einladende Bewegung. »Dort drüben ist ein kleiner Salon«, sagte er. »Dort können wir reden.«

***

Romano Tozzi ließ seine Gabel sinken und sah Mike mit plötzlicher Besorgnis an. Zwischen seinen Brauen erschien eine steile Falte.

»Was haben Sie, Mike?« fragte er mit vollem Mund. »Sie sind…«

Hunter brachte ihn mit einer hastigen Bewegung zum Schweigen.

Sein Blick hing wie gebannt an dem spiegelnden Porzellan in seinen Händen. Die vier Frauen in ihren langen, eleganten Abendkleidern waren deutlich darin zu erkennen, ebenso zwei der vier Männer.

Aber die Plätze, wo die anderen beiden stehen sollten, waren leer.

Mike versuchte, sich über dem Lärm der Party auf die Stimmen der hinter ihm Stehenden zu konzentrieren. Er hörte die Stimme einer Frau, sah, wie ihr verkleinertes Spiegelbild vor ihm den Mund bewegte und – zu einer Stelle in der leeren Luft sprach.

Aber das ist unmöglich! dachte er entsetzt. Er hatte schon von allen möglichen Sinnestäuschungen und Halluzinationen gehört, aber daß ein Mensch kein Spiegelbild hatte…

Der Gedanke löste einen weiteren, beunruhigenden Verdacht in ihm aus.

Wenn es Menschen waren…

Er bemerkte, wie Tozzi besorgt um den Tisch herumkam und neben ihm stehenblieb. »Was haben Sie, Mike?« fragte er leise, offenbar, um kein Aufsehen zu erregen. »Sie sehen aus, als hätten Sie ein Gespenst gesehen.«

»Sehen Sie die Gruppe hinter uns?« fragte Mike, ohne sich umzudrehen.

Tozzi wandte automatisch den Kopf und nickte. »Selbstverständlich. Warum?«

»Wie viele sind es?« flüsterte Mike.

»Wie viele… ich verstehe Sie nicht, Mike.«

»Wie viele?« beharrte Hunter.

»Acht«, antwortete Romano automatisch. »Acht Personen – vier Männer und vier Frauen. Warum?«

Mike reichte Tozzi wortlos den Teller und deutete hinein. Romano betrachtete das Spiegelbild einen Herzschlag lang kopfschüttelnd.

Dann zuckte er plötzlich zusammen, erstarrte und fuhr mit entsetzt aufgerissenen Augen herum. »Aber…«

»Still!« zischte Mike. Er sah, wie einer der Männer aufblickte und Romano und ihn abschätzend musterte.

Der Italiener drehte sich schwerfällig herum. Auf seinem Gesicht stand ein hilfloser Ausdruck. »Ich… verstehe überhaupt nichts mehr«,

sagte er leise.
Plötzlich fiel Mike Damonas seltsames Benehmen ein, ihre unbegründete Nervosität, der kaum unterdrückte Widerwillen, den er an ihr bemerkt hatte, als sie den Ball betraten. Sie mußte gespürt haben, daß hier irgend etwas nicht mit rechten Dingen zuging.
»Wo ist Damona?«
Tozzi zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht. Sie ist mit Conelly weggegangen. Soll ich sie suchen?«
Mike verneinte. »Wir dürfen die beiden nicht aus den Augen lassen«, murmelte er. »Irgend etwas stimmt hier nicht. Und ich möchte herausfinden, was es ist.«
Plötzlich spürte er den Blick eines der beiden Unheimlichen wie eine körperliche Last auf sich ruhen. Er kämpfte gegen den Impuls an, sich umzudrehen und den Blick zu erwidern. Aus den Augenwinkeln bemerkte er, wie der Mann sich von seiner Begleiterin löste und mit zwei schnellen Schritten zu einem hünenhaften jungen Mann hinüberging. Die beiden unterhielten sich mit gesenkten Stimmen. Aber der überraschte Ausdruck des jüngeren und der schnelle, abschätzende Blick, mit dem er ihn und Romano bedachte, sagte Mike genug.
»Sie haben es gemerkt.«
Die beiden schienen sich nicht einmal mehr die Mühe zu geben, ihr auffälliges Benehmen zu verbergen. Sie tauschten noch ein paar Worte aus, schenkten ihm und Tozzi einen abfälligen, beinahe hämischen Blick und gingen dann auseinander, um im Trubel der Party zu verschwinden.
»Schnell«, sagte Mike. »Verfolgen Sie den Jüngeren. Ich übernehme den anderen.«

***

»Also«, sagte Damona, nachdem sie den Raum betreten hatte, »was gibt es so Geheimnisvolles?«
Es war ein kleiner, im altenglischen Stil eingerichteter Raum, der vielleicht dazu diente, Partygästen Gelegenheit zur Ruhe oder zu einem privaten Flirt zu geben. Im Augenblick war er leer, aber eine Anzahl benutzter Gläser und der Geruch von kaltem Zigarettenrauch in der Luft verrieten, daß er vor wenigen Augenblicken benutzt worden war.
Sie drehte sich um und sah gerade noch, wie der Mann die Tür hinter sich ins Schloß schob und den Schlüssel herumdrehte.
»Was…«
»Sie interessieren sich für das Geheimnis der Spiegel, nicht wahr, Miß King?« sagte der Fremde. Seine Stimme klang plötzlich ganz anders als noch vor wenigen Sekunden. Überhaupt schien er sich von

einem Augenblick zum anderen vollkommen verändert zu haben. Das war nicht mehr der große, tolpatschige und verlegene Junge, der sie mit vor Aufregung zitternder Stimme hierhergebeten hatte.

Damona spürte plötzlich die Gefahr, die von dem Fremden ausging. Eine Aura der Gewalt und des Bösen schien ihn zu umgeben.

Es war das gleiche Gefühl, das sie schon bei der Begegnung mit dem Polizeipräsidenten und den drei anderen Männern gehabt hatte.

»Öffnen Sie sofort die Tür!« befahl Damona.

Ein häßliches Lächeln spielte um die Lippen des Riesen. Er trat zurück, lehnte sich mit den Schultern gegen die Tür und verschränkte die Arme.

»Nicht, bevor ich Ihnen mein kleines Geheimnis gezeigt habe«, sagte er. »Sie haben sich schon gedacht, daß es mit dem Verschwinden der Spiegel etwas Besonderes auf sich hatte, nicht wahr?« Er lächelte. »Sie sind eine intelligente junge Frau, Miß King. Schade, daß Sie nicht auf unserer Seite stehen.« Er stieß sich vom Türrahmen ab und blieb zwei Schritte vor Damona stehen.

»Schauen Sie!« Seine ausgestreckte Rechte deutete auf irgend etwas an der Wand hinter Damona.

Sie drehte sich impulsiv um. Ein breiter, aus wuchtigem Naturstein erbauter Kamin beherrschte beinahe die gesamte Rückwand des Salons. Darüber hing ein großer, rechteckiger und von einem weißen Laken verhüllter Gegenstand an der Wand.

»Nehmen Sie das Tuch herunter«, befahl der Fremde.

Damona ging automatisch zum Kamin hinüber. Sie spürte instinktiv, daß sie in eine Falle lief, aber ihre Hände schienen ihrem Willen nicht mehr zu gehorchen. Sie griff hinauf, packte das weiße Leinen mit beiden Händen und zog es mit einem energischen Ruck herunter.

An der Wand hing ein riesiger Spiegel.

Damona stöhnte unwillkürlich, als sie hineinsah. Der Spiegel zeigte ein getreues Abbild des Raumes hinter ihr, ihrer eigenen Gestalt.

»Verstehen Sie jetzt, warum es in diesem Haus keine Spiegel gibt?« fragte der Fremde leise.

Damona spürte den warmen Atem des Mannes an ihrem Ohr, hörte das Rascheln seiner Kleidung…

… aber der Mann selbst war im Spiegel nicht sichtbar!

Für eine endlose, quälende Sekunde stand sie wie gelähmt da und versuchte, das Unglaubliche zu verstehen. Dann fuhr sie mit einem spitzen Aufschrei herum, tauchte unter den zupackenden Händen des Hünen hindurch und hetzte zur Tür. Mit fliegenden Fingern drehte sie den Schlüssel herum und griff nach der Klinke.

Sie wußte, daß sie es nicht schaffen würde.

Der Mann war mit einem einzigen, schnellen Schritt bei ihr, packte sie an der Schulter und schleuderte sie in den Raum zurück.

»Ich habe Sie nicht nur hierhergebeten, um Ihnen den Spiegel zu zeigen«, sagte er spöttisch. »Ich fürchte, Sie werden mich begleiten müssen.«

Damonas Herz begann wild zu schlagen. Es war nicht das erste Mal, daß sie in Gefahr war. Sie hatte schon haarsträubendere Situationen bestehen müssen. Aber irgend etwas an ihrem Gegner irritierte sie. Sie wich unwillkürlich zurück, als der junge Hüne auf sie eindrang. Er sah aus wie ein Mensch, bewegte sich, sprach… aber etwas an ihm war … *falsch.*

Damona kam nicht dazu, den Gedanken zu Ende zu spinnen. Der Mann sprang mit einem wütenden Knurren auf sie zu und versuchte, sie zu Boden zu reißen.

Sie taumelte unter dem Anprall des schweren Körpers zurück, blockte seinen Fausthieb instinktiv ab und ließ den Angreifer über ihr vorgestrecktes Bein stolpern. Der Riese krachte schwer zu Boden.

Damona spürte instinktiv, daß sie dem Mann keine Chance geben durfte, wenn sie dieses Zimmer lebend verlassen wollte.

Sie sprang zurück, atmete hörbar ein und ließ ihren Ellbogen mit vernichtender Wucht in den Nacken des Gegners krachen, als dieser hochkam.

Der Mann stöhnte dumpf und brach ein zweites Mal zusammen.

Es gab einen seltsamen, metallischen Ton, als sein Körper auf die Marmorfliesen krachte.

Seit Damona ihre Parakräfte weitgehend eingebüßt hatte, hatte Mike darauf bestanden, ihr wenigstens die Grundregeln der waffenlosen Verteidigung beizubringen. Damona beherrschte eine Reihe von Tricks, mit denen sie selbst Gegner, die ihr an Körpergewicht weit überlegen waren, außer Gefecht setzen konnte.

Aber diesmal blieb die erhoffte Wirkung aus.

Damona registrierte ungläubig, wie ihr Gegner ein drittes Mal auf die Füße kam und sich auf sie zubewegte. Jeder normale Mensch wäre nach einem solchen Schlag für Stunden bewußtlos gewesen, aber dem Fremden schien die Attacke nicht sonderlich viel auszumachen.

»Sie sollten einsehen, daß Sie verloren haben, Miß King«, sagte er leise. »Es ist vollkommen sinnlos, weiteren Widerstand zu leisten.«

Damona sprang mit einem wütenden Schrei auf ihn los, fegte seine zupackende Hand beiseite und schmetterte ihm die Handkante gegen die Halsschlagader.

Ein dumpfer, betäubender Schmerz zuckte durch ihren Arm. Sie spürte, wie die Kraft, die sie in den Schlag gelegt hatte, wirkungslos von ihrem Gegner abglitt.

Der Mann lachte, griff mit einer blitzschnellen Bewegung nach ihrem Arm und schleuderte sie grob zu Boden.

Damona rollte sich blitzschnell zur Seite. Neben ihr krachte der

schwere Körper des Angreifers auf den Marmorfußboden. Eine Hand tastete nach ihr, versuchte sie zu packen und fetzte ein Stück Stoff aus ihrem Kleid.

Damona kam schweratmend hoch und versuchte, die Tür zu erreichen, aber ihr Gegner reagierte mit übermenschlicher Schnelligkeit.

Er sprang auf, hetzte hinter ihr her und warf sich mit seinem ganzen Körpergewicht auf sie.

Damona wurde unter dem Angreifer regelrecht begraben. Instinktiv versuchte sie, dem Angreifer noch im Fallen das Knie in den Leib zu rammen, aber das einzige Ergebnis war ein dumpfer, lähmender Schmerz, der durch das Bein bis in die Hüfte hinaufschoß und sie aufschreien ließ. Damona hatte das Gefühl, unter einer niederstürzenden Marmorstatue begraben zu werden. Der Unheimliche schien körperlichen Angriffen gegenüber völlig immun zu sein.

Sein haßverzerrtes Gesicht schwebte nur wenige Zentimeter über ihr.

»Geben Sie auf, Miß King«, keuchte er. »Ich möchte Sie nicht verletzten.«

Damona wehrte sich verzweifelt. Sie bäumte sich auf, trat um sich und versuchte, den auf ihr hockenden Gegner abzuschütteln, aber ihre Bemühungen blieben erfolglos. Vielleicht hätte sie eine Chance gehabt, wenn sie ihr Hexenherz noch besessen hätte. Der Talisman hatte ihre verlorengegangenen Parakräfte schon einmal aktiviert, auch wenn sie diese Kraft mit dem grauenhaften Erlebnis, in direktem Kontakt zur schwarzen Magie zu stehen, bezahlt hatte. Aber ihre Gegner hatten ja geschickt dafür gesorgt, daß sie diese Waffe nicht mehr besaß.

Sie spürte, wie ihre Kräfte allmählich nachließen. Der Mann preßte sie mit übermenschlicher Kraft gegen den Boden. Seine riesigen Hände hatten sich wie Schraubstöcke um ihre Handgelenke geschlossen.

Ein dumpfer Schlag erschütterte die Tür.

Der Kopf des Angreifers ruckte herum. Für einen Sekundenbruchteil war er abgelenkt, und Damona nutzte die Gelegenheit sofort aus. Sie zog blitzschnell die Knie an, rammte sie dem Mann in die Brust und schleuderte ihn mit letzter Kraft von sich.

Wieder wurde gegen die Tür geschlagen, und Damona hörte Romanos Stimme dumpf durch das Holz dringen. »Damona? Sind Sie dort drinnen?«

Romano unterstützte seine Worte mit ein paar kräftigen Hieben, die die Türfüllung erzittern ließen. Aber Damona hatte keine Zeit, ihrem Generalmanager zu antworten. Sie rappelte sich mühsam hoch, wich rückwärts gehend vor dem unheimlichen Angreifer zurück und sah sich wild nach einer Fluchtmöglichkeit um.

Es gab keine. Der Raum besaß zwar zwei schmale, hohe Fenster, aber ganz davon abgesehen, daß ihr Gegner ihr sicher nicht die Zeit lassen würde, sie zu öffnen, befand sich das Zimmer im zweiten Stock.

Sie stieß gegen ein Hindernis, tastete blind hinter sich und spürte Glas und Chrom unter ihren Fingern. Mit einer blitzschnellen, ansatzlosen Bewegung fuhr sie herum, riß den Teewagen hoch und schleuderte ihn mit aller Kraft auf den Angreifer. Der Mann riß schützend die Arme vors Gesicht und wich zur Seite aus, aber seine Reaktion kam zu spät. Damonas improvisiertes Wurfgeschoß riß ihn von den Beinen und ließ ihn in einem Hagel von zersplitterndem Glas niederstürzen.

Der Lärm schien auch draußen gehört worden zu sein. Die Tür erbebte plötzlich unter dem wuchtigen Anprall eines schweren Körpers. Holz splitterte, dann flog die gesamte Tür nach innen und krachte gegen die Wand, als Romano Tozzi sich ein zweites Mal dagegenwarf. Er stolperte, von der Wucht seines eigenen Stoßes mitgerissen, ein paar Schritte weit ins Zimmer hinein und warf sich mit einem wütenden Knurren auf den Angreifer.

Der Mann wandte sich mit haßverzerrtem Gesicht seinem neuen Gegner zu, streckte die Arme aus und fand sich im nächsten Augenblick auf dem Rücken liegend wieder, als Tozzi sich wegduckte und ihn mit einem Judogriff zu Boden warf.

»Passen Sie auf, Romano!« schrie Damona. »Er ist gefährlich!«

Aber der Italiener schien ihre Worte gar nicht zu hören. Er wartete, bis der Fremde keuchend wieder hochgekommen war, griff dann mit überraschender Behendigkeit nach dessen Rockaufschlägen und setzte zu einem perfekten Schulterwurf an. Der Riese wurde wie ein gewichtsloses Spielzeug durch die Luft gewirbelt und landete krachend auf einem Sofa, das unter dem Aufprall zusammenbrach.

Tozzi grinste, reckte kampflustig das Kinn vor und kam schnaubend auf Damona zu. »Wollte der Kerl etwas von Ihnen?« fragte er.

Damonas Warnung kam zu spät. Sie hatte die Bewegung aus den Augenwinkeln heraus wahrgenommen – ein huschendes, nebelhaftes Fließen und Gleiten auf der polierten Oberfläche des Spiegels –, aber es ging viel zu schnell, als daß sie oder Romano noch Zeit zur Flucht oder Gegenwehr hatten.

Aus dem Nichts heraus materialisierten die Gestalten von zwei, drei weiteren Angreifern vor dem Kamin; große, hochgewachsene Männer in altmodischen Straßenanzügen und breiten Strohhüten, die so aussahen, als wären sie aus einem Spielfilm der frühen vierziger Jahre entsprungen.

Zwei der Männer stürzten sich mit wütenden Schreien auf Romano und rangen ihn nieder, während der dritte auf Damona eindrang.

***

Mike hatte alle Mühe, dem Mann unauffällig zu folgen. Ein- oder zweimal verlor er ihn in dem Menschengewühl der Party, aber er hatte sich das schmale Gesicht mit den stechenden Augen gut genug eingeprägt, um es wiederzuerkennen.

Er fand sein Opfer schließlich bei einer Gruppe etwas abseits stehender Männer wieder – Bender, der Oberbürgermeister, Cramer und noch sechs oder sieben weitere wichtige Persönlichkeiten der Stadt, deren Namen ihm nicht auf Anhieb einfielen. Der Mann redete mit schnellen, hastigen Worten auf Cramer ein und unterstrich seine Ausführungen mit kleinen, nervösen Handbewegungen.

Cramer hörte offenbar interessiert zu. Mike konnte die Worte nicht verstehen, aber nach dem Gesichtsausdruck des FBI-Mannes zu schließen, mußte es sich um etwas Ernstes handeln.

Mike wich mit einer hastigen Bewegung in eine Wandnische zurück, als Cramer den Kopf hob und mit angespanntem Gesichtsausdruck über die Menge blickte. Er war sich darüber im klaren, daß er einen ziemlich albernen Anblick bieten mußte, wie er so in der Nische stand, den Rücken eng gegen die Wand gepreßt und mit einem Auge um die Ecke blinzelnd. Drei oder vier der umstehenden Partygäste drehten bereits die Köpfe und warfen ihm teils belustigte, teils fragende Blicke zu.

Mike grinste dümmlich, trat aus seinem improvisierten Versteck heraus und drehte der Gruppe in Ermangelung eines besseren Versteckes den Rücken zu. Seine Hand fuhr in die Tasche und kam mit einem kleinen, ledernen Frisieretui wieder zum Vorschein. Der Spiegel darin besaß zwar kaum Briefmarkengröße, aber er würde zur Not ausreichen, um Cramer und seinen Gesprächspartner – oder wenigstens Cramer – einigermaßen unauffällig zu beobachten.

Mike unterdrückte im letzten Moment einen erschrockenen Aufschrei, als sein Blick in den Spiegel fiel.

Die Nische hinter ihm – war leer!

Weder Cramer, noch Conelly, Bender oder einer der anderen war in dem winzigen Stückchen polierten Metalls zu sehen.

Mike fuhr wie von der Tarantel gestochen herum und starrte mit ungläubigem Entsetzen auf die acht Männer.

Für einen kurzen, grauenhaften Moment traf sich sein Blick mit dem Conellys.

Der Oberbürgermeister lächelte dünn. Aber es war eine Geste ohne jede Bedeutung, ein leeres, schon fast hämisches Verziehen der Lippen. Sein Gesicht wirkte plötzlich hart und grausam, und in den kleinen, dunklen Augen schien etwas unendlich Böses, Lauerndes zu liegen.

Er hatte Mühe, sich dem hypnotischen Einfluß dieser Augen zu entziehen.

Conelly nickte ihm mit scheinbarer Freundlichkeit zu, aber es schien Mike, als drücke diese Geste eher das Gegenteil von dem aus, was sie eigentlich sein sollte, als wolle ihm der dickleibige Bürgermeister auf diese wortlose, direkte Art mitteilen: Wir haben dich schon, Freund. Streng dich ruhig an. Es hat sowieso keinen Sinn.

Conelly drehte sich weg, sagte irgend etwas zu Cramer und ging mit schnellen Schritten davon.

Mike folgte ihm. Er spürte die Blicke der anderen fast körperlich in seinem Rücken. Er kam sich plötzlich vor wie ein kleines Kind, das mit geschlossenen Augen in einer Ecke sitzt und glaubt, daß es nicht zu sehen war, weil es selbst nichts sehen konnte.

Conelly durchquerte den Raum mit weit ausgreifenden Schritten, sah sich mit einem blitzschnellen, kaum zu bemerkenden Blick um und tauchte dann hinter einer Marmorsäule unter.

Mike folgte ihm. Keiner der anderen Gäste schien Notiz von seinem seltsamen Benehmen zu nehmen.

Hinter der Säule, hinter der Conelly verschwunden war, befand sich eine schmale, kaum sichtbare Tapetentür. Mike zögerte eine halbe Sekunde, ehe er mit einer entschlossenen Bewegung nach dem Griff langte und hindurchschlüpfte.

Muffige, abgestanden riechende Luft schlug ihm entgegen, als er den schmalen Gang betrat. Eine nackte Glühbirne, die an einem einfachen Draht von der Decke baumelte, erfüllte den langen Korridor mit düsterem Zwielicht.

Er zog die Tür hinter sich ins Schloß und lauschte. Irgendwo vor ihm waren Schritte, das Trappeln von harten Schuhsohlen auf knarrendem Holz.

Nach all der glitzernden Pracht und dem zur Schau gestellten Luxus der Party kam Mike der schmale Gang doppelt schäbig vor. Die Wände bestanden aus nackten, unverputzten Steinen, zwischen denen der Mörtel hervorbröckelte. Auf dem Fußboden lag eine fast zollstarke Staubschicht, in der sich Conellys Spuren überdeutlich abzeichneten. Die trübe Glühbirne erfüllte den Gang mit einem seltsam unwirklichen Licht, in dem die Schatten zu unheilvollem Leben zu erwachen schienen.

Mike kam sich plötzlich vor, als wäre er in einer überdimensionalen Rattenfalle gefangen. Mit klopfendem Herzen setzte er sich in Bewegung und folgte den Fußspuren des Bürgermeisters.

Der Gang gabelte sich nach etwa dreißig Metern, aber die Spuren waren deutlich zu erkennen. Mike schlich vorsichtig weiter. Der Gang verengte sich, wurde schließlich so schmal, daß Mike mit den Schultern an den Wänden entlangstreifte, und endete dann abrupt vor einer steilen, ausgetretenen Holztreppe.

Irgend etwas warnte ihn hinaufzugehen. Er spürte instinktiv, daß

dort oben irgend etwas Gefährliches, Tödliches lauerte. Plötzlich sah er wieder Conellys kalte, stechende Augen vor sich, den mühsam unterdrückten Triumph darin.

Wahrscheinlich tat er genau das, was Conelly und die anderen von ihm erwarteten.

Er streckte die Hand nach dem morschen Treppengeländer aus, setzte vorsichtig den Fuß auf die unterste Stufe und zog sich hinauf.

Das Holz knarrte so laut unter seinem Gewicht, daß er glaubte, das Geräusch müsse im ganzen Hause gehört werden.

Vorsichtig, Stufe um Stufe mit klopfendem Herzen nehmend, schlich er höher. Conellys Schritte waren jetzt nicht mehr zu hören, aber dafür glaubte er, aus den über ihm liegenden Räumen dumpfes Stimmengemurmel wahrzunehmen. Ein niedriger Türrahmen tauchte vor ihm auf. Mike zog den Kopf ein, stieß sich das Schienbein an einem unsichtbaren Hindernis und unterdrückte mühsam einen Schmerzenslaut. Er hätte jetzt seine rechte Hand für eine Taschenlampe oder wenigstens ein Streichholz gegeben. Aber er war schließlich zu einer Party gegangen, nicht zu einer Gespensterjagd.

Die Treppe machte einen scharfen Knick, führte weitere zwanzig oder fünfundzwanzig Stufen steil empor und endete dann abrupt vor einer niedrigen Brettertür. Er mußte sich jetzt unmittelbar unter dem Dachgeschoß des Hauses befinden.

Mike preßte das Ohr gegen die Tür und lauschte. Er hörte dumpfe Schritte, Stimmengemurmel und jenes typische Konglomerat unidentifizierbarer Geräusche, das jede größere Menschenmenge verursacht.

Mikes Verdacht wurde zur Gewißheit. Irgend etwas war mit Conellys sogenannter Party faul. Er tastete im Dunkeln nach dem Türgriff, fand ihn und ging vorsichtig in die Knie, um durch das Schlüsselloch zu sehen.

Er hatte richtig vermutet. Hinter der Tür befand sich der Dachboden – ein weiter, hoher, von freistehenden Balken und ausrangierten Möbeln beherrschter Raum, der von einem Dutzend brennender Taschenlampen in fleckige Helligkeit getaucht wurde.

Conelly stand mit dem Rücken zu ihm vor einer Gruppe von vielleicht zwanzig Männern. Hinter ihnen war ein hoher, rechteckiger Umriß zu erkennen, der Mike entfernt an einen überdimensionalen Bilderrahmen erinnerte.

»Ihr wißt Bescheid«, sagte Conelly gerade. »Niemand tut etwas ohne meinen ausdrücklichen Befehl. Geht jetzt auf eure Plätze und wartet.« Er machte eine befehlende Geste, und die Männer setzten sich gehorsam in Bewegung.

Irgendwie, fand Mike, sahen sie merkwürdig aus. Ihre Kleidung bestand aus einem scheinbar sinnlos zusammengewürfelten Haufen

von Straßenanzügen, Overalls, Uniformen, Sommer- und Wintermänteln, die fast ausnahmslos veraltet und aus der Mode gekommen waren. Einer von ihnen kam dicht genug an Mikes Position vorbei, daß er ihn in allen Einzelheiten begutachten konnte. Der Mann trug einen seltsam blauweiß gestreiften Anzug mit viel zu kurzen Hosen, einen breitkrempigen Strohhut und einen Charly-Chaplin-Spazierstock. Eine fadendünne Krawatte und einer jener Kaiser-Friedrich-Schnurrbärte, wie sie vor vierzig Jahren unmodern geworden waren, vervollständigten den Eindruck. Die ganze Erscheinung sah so aus, als hätte sie sich um vier Jahrzehnte in der Zeit geirrt.

Mike wartete mit angehaltenem Atem, bis das dumpfe Poltern der Schritte verklungen war. Irgendwo wurde knarrend eine Tür geschlossen.

Conelly war jetzt allein auf dem Dachboden.

Mike spannte sich unwillkürlich. Wenn er überhaupt eine Chance hatte, den Oberbürgermeister – oder was immer er in Wirklichkeit war – allein zu fassen zu kriegen, dann jetzt.

Aber er kam nicht mehr dazu, die Tür aufzureißen und Conelly zur Rede zu stellen. Conelly setzte sich plötzlich in Bewegung, ging mit schnellen, energischen Schritten auf den riesigen Rahmen zu und – verschwand.

Mike sprang auf, rammte die Tür mit der Schulter ein und war mit einem Satz auf dem Dachboden. Trockene, zum Husten reizende Staubwolken wallten unter seinen Füßen auf, und der Lärm, mit dem die zerborstenen Türbretter auf den Boden polterten, schien überlaut in seinen Ohren zu gellen.

Er war allein.

Für die Dauer eines Atemzuges blieb er bewegungslos stehen und lauschte. Aber das einzige Geräusch, das er hörte, war das leise Echo der Musik, die von der Party heraufwehte.

Mike machte ein paar zögernde Schritte, blieb abermals stehen und sah sich nach irgend etwas um, das er im Notfall als Waffe benutzen konnte. Er spürte die Gegenwart des Fremden, Bösen jetzt überdeutlich. Es war hier, eine unsichtbare, unbegreifliche Macht, die jeden Balken, jedes noch so winzige Stückchen Materie in seiner Umgebung zu durchtränken schien. Er hatte plötzlich das Gefühl, von tausend unsichtbaren Augen belauert zu werden. Die lastenden Schatten in Ecken und Winkeln schienen zu drohendem, lauerndem Leben erwacht zu sein; unsichtbare Spinnenbeine, die ihr Opfer langsam und geduldig in ein Netz der Dunkelheit und Horror einwoben.

Er versuchte, das Klopfen seines Herzens zu ignorieren und ging langsam auf den Bilderrahmen zu.

Vor ihm war plötzlich eine huschende, undeutliche Bewegung.

Mike erstarrte.

In der Dunkelheit vor ihm schien ein monströser, schwarzer umrißloser Schatten zu lauern, eine gigantische formlose Bestie, die darauf wartete, ihn anzuspringen. Vorsichtig, jederzeit auf einen Angriff gefaßt, ging er in die Hocke und hob ein zerbrochenes Stuhlbein vom Boden auf. Er wußte, daß ihm diese improvisierte Keule gegen die Art von Gegnern, mit der er es hier zu tun hatte, herzlich wenig helfen würde. Aber es war ein beruhigendes Gefühl, eine Waffe in der Hand zu halten. Auch, wenn sie nutzlos war.

Er duckte sich, setzte einen Fuß vor und machte einen vorsichtigen Schritt.

Wieder glaubte er, eine Bewegung wahrzunehmen, und wieder war er sich nicht sicher, ob ihm seine überreizten Nerven nicht nur einen Streich vorspielten.

Er machte einen weiteren Schritt, hob die Rechte mit dem Stuhlbein und sprang mit einem entschlossenen Satz vor.

Direkt vor ihm schien ein ungeheurer, schwarzer Umriß aus dem Boden zu wachsen; ein gigantischer, verzerrter Schatten, der sich mit gierig emporgerissenen Klauen auf ihn stürzte.

Mike duckte sich instinktiv, schlug mit dem Stuhlbein zu und landete krachend auf dem Holzfußboden, als sein Schlag ins Leere ging. Der unheimliche Gegner mußte sich im letzten Moment vor dem niedersausenden Holz in Sicherheit gebracht haben.

Halb benommen richtete sich Mike auf die Ellbogen auf, spuckte einen Mundvoll Staub aus und hustete. Als er den Kopf hob, blickte er direkt in ein Paar glühender, aufgerissener Augen…

Mike Hunter lag geschlagene zehn Sekunden bewegungslos da, starrte sein Gegenüber an und kam sich unbeschreiblich blöd vor.

Der rechteckige Umriß, in dem Conelly verschwunden war, war kein Bilderrahmen, sondern ein überdimensionaler Spiegel. Und der riesige Schatten, der ihn vermeintlich angegriffen hatte, war nichts anderes als sein eigenes Spiegelbild gewesen.

»Mike Hunter«, flüsterte er, »du bist ein Idiot.« Er stand auf, klopfte sich den Staub aus den Kleidern und betrachtete sein Spiegelbild mit neu erwachendem Mißtrauen. Conelly war in dem Spiegel verschwunden, das hatte er mit eigenen Augen gesehen. Auch, wenn es eigentlich unmöglich war.

Er trat vorsichtig an den riesigen Spiegel heran, tastete mit bebenden Fingern über den Rahmen und berührte schließlich das Glas.

Seine Fingerspitzen schienen in dem schimmernden Material zu versinken.

Mike schrie auf, zog die Hand blitzschnell zurück und starrte fassungslos auf seine Fingerspitzen. Sie fühlten sich kalt und taub an.

Hinter ihm wurde plötzlich ein dumpfes Poltern laut. Mike fuhr herum. Der gelbe, zitternde Lichtkreis einer Taschenlampe stach aus dem Treppenaufgang, durch den er selbst den Dachboden betreten hatte, nach oben, glitt über das zerbrochene Holz der Türfüllung und wanderte schließlich über die spinnwebenverhangenen Dachziegel. Aufgeregte Stimmen wurden laut, dann hörte er das dumpfe Poltern schwerer Schritte, die die ausgetretenen Stufen hinaufrannten.

Mike zerbiß einen Fluch auf den Lippen und sah sich nach einem Versteck um. Aber er wußte, daß es sinnlos sein würde sich zu verbergen. Ganz abgesehen davon, daß seine Verfolger den Speicher Stück für Stück auseinandernehmen würden, um ihn zu finden, würden ihn seine Fußspuren genauso verraten, wie Conellys Abdrücke ihn selbst hierhergeführt hatten.

Nein. Es gab nur einen Ausweg.

Den Spiegel.

Mike atmete hörbar ein, umklammerte seine Waffe fester und sprang mit einem entschlossenen Satz durch den Rahmen.

***

Damona wehrte sich verzweifelt. Sie spürte, wie ihre Kraft beinahe mit jeder Sekunde nachließ. Ihr Atem ging hektisch und stoßweise, und in ihrem Mund war ein bitterer Geschmack. Aus den Augenwinkeln sah sie, wie Romano einen seiner Gegner mit einer geschickten Drehung zu Fall brachte und den anderen kurzerhand über den Haufen rannte. Der Manager hielt sich in dem ungleichen Kampf besser, als Damona dies für möglich gehalten hätte.

Trotzdem war es nur noch eine Frage von Augenblicken, bis ihn die beiden Angreifer überwältigt haben mußten. Romanos Judogriffe, die die übermenschliche Kraft der Angreifer gegen sie selbst richtete, schleuderten sie immer wieder zu Boden, aber die unheimlichen Fremden schienen unverletzlich zu sein.

Aber Damona hatte keine Zeit, ihrem Chefmanager zu Hilfe zu eilen. Die beiden Männer drängten sie unbarmherzig in die Ecke, versuchten immer wieder, sie zu fassen und schienen ihre wütende Gegenwehr gar nicht zur Kenntnis zu nehmen. Das einzige, was sie noch daran zu hindern schien, sie einfach mit bloßer Gewalt niederzuringen, war ihr offenkundiges Bestreben, sie nicht zu verletzen.

Wer immer hinter dieser heimtückischen Falle stand – er schien es darauf abgesehen zu haben, sie unversehrt in die Hände zu bekommen.

Sie wich einer zupackenden Hand aus, tauchte unter den ausgestreckten Armen des Angreifers hindurch und rammte dem Angreifer den Ellbogen in die Rippen. Aber genausogut hätte sie versuchen können, eine der Marmorsäulen draußen in der Halle auf

diese Weise zu fällen. Sie taumelte, prallte gegen die Wand und stieß den Fremden unter Aufbietung aller Kraft von sich. Seine niedersausende, zu einer Kralle verkrümmte Hand verfehlte sie nur um Millimeter.

Damonas Blick glitt hilfesuchend durch den Raum, streifte den Spiegel und erhaschte eine kurze, irrwitzige Szene: Romano Tozzi, der einen unsichtbaren Gegner über die Schulter schleuderte und gleich darauf mit schmerzverzerrtem Gesicht in die Knie brach.

»Gib endlich auf, Hexe«, zischte einer der Männer. Sie sah, wie sich seine Brust in hektischen Stößen hob und senkte. Feiner, glitzernder Schweiß perlte auf seiner Stirn. Er ging unmerklich in die Knie, breitete die Arme aus und kam näher. Sein Atem ging keuchend. Die Unheimlichen mochten unverwundbar sein; aber sie kannten wenigstens Erschöpfung.

Damona sprang. Ihr Fuß kam in einem perfekten Halbkreis hoch und traf den Gegner in den Solarplexus. Der Mann schrie auf, taumelte zurück und prallte gegen einen seiner Kumpane. Ein hoher, singender Ton zerriß die Luft, als die beiden Körper mit ungeheurer Wucht zusammenstießen.

Damona reagierte sofort. Sie hechtete vor, rammte dem dritten Angreifer die Schulter in den Magen und versuchte, die Tür zu erreichen.

Sie schaffte es nicht.

Irgend etwas krachte hart und schmerzhaft gegen ihre Seite. Sie wurde von den Füßen gerissen, rollte sich instinktiv ab und blieb schweratmend liegen.

Als sich die blutigen Schleier vor ihren Augen lichteten, sah sie die Gestalten der drei Männer groß und drohend über sich aufragen.

***

Zuerst hatte er das Empfinden von unglaublicher Kälte, verbunden mit einem übelkeitserregenden Gefühl des Fallens. Es war, als würde sein Körper warnungslos in eiskaltes Wasser getaucht, in der nächsten Sekunde in Flammen gehüllt und dann in ein weites, eisiges Nichts hinausgeschleudert. Aber keiner dieser Eindrücke dauerte lange genug, um den Schmerz wirklich an sein Bewußtsein dringen zu lassen. Für einen kurzen, grauenhaften Moment schien er in jenem schwarzen Nichts zwischen den Dimensionen gefangen zu sein. Dann hüllte ihn plötzlich gleißende Helligkeit ein, und er stürzte aus einer Höhe von nur wenigen Zentimetern auf einen stahlharten Boden nieder.

Der Aufprall raubte ihm fast das Bewußtsein. Ein scharfer, stechender Schmerz zuckte durch seine Handgelenke, als er versuchte, den Sturz aufzufangen, und seine Stirn kollidierte unsanft mit dem

glasharten Fußboden.

Er benötigte ein paar Sekunden, um wieder einigermaßen zu sich zu kommen und sich zu orientieren.

Er lag im Zentrum eines runden, ganz mit Spiegeln ausgeschlagenen Raumes von unbestimmbarer Größe. Weißes, fast schmerzhaft intensives Licht stach in seine Augen.

Mike blinzelte, richtete sich mühsam auf Hände und Knie auf und sah sich neugierig um. Der Raum schien nicht besonders groß zu sein, aber die sinnverwirrenden, tausendfach gebrochenen Spiegelbilder, die Spiegelungen von Spiegelungen, Lichtblitze und irisierenden Farbflecken an den Wänden machten es unmöglich, seine wirklichen Dimensionen abzuschätzen. Er hatte das Gefühl, im geometrischen Zentrum eines ungeheuren Kristalls zu schweben. Sein Gleichgewichtssinn und die Nervenenden in seinen Fingern verrieten ihm, daß unter ihm solider, harter Boden war, aber die Spiegel waren so geschickt geschliffen, daß ihm seine Augen die Illusion vorgaukelten, über einem metertiefen Abgrund zu schweben.

Mike richtete sich vorsichtig auf und sah sich um. Der Raum schien keinen sichtbaren Ausgang zu besitzen. Wohin er auch sah, überall starrte ihm sein eigenes, schreckensbleiches Spiegelbild entgegen.

Er drehte sich einmal um seine Achse, zuckte mit den Schultern und ging mit tastend vorgestreckten Händen auf die gegenüberliegende Wand zu. Der Raum schien sich mit ihm zu bewegen, sich auf unglaubliche, vollkommen unlogische Weise zu verzerren und zu verwerfen, aber Mike achtete nicht darauf. Alles, was er sah, war Illusion, ein Werk dieser teuflisch geschickt angeordneten Spiegel, die wahrscheinlich nur dem einzigen Zweck dienten, einen zufällig hereinstolpernden Fremden zu verwirren.

Aber so leicht ließ sich Mike Hunter nicht ausschalten. Er mußte raus hier, ganz egal wie, bevor seine Verfolger auftauchten. Wenn er sich nicht mehr auf seine Augen verlassen konnte, mußten eben seine Tast- und Gehörsinne ausreichen.

Seine Finger stießen gegen ein glattes, hartes Hindernis, lange, bevor sie sich mit den ausgestreckten Fingerspitzen seines Spiegelbildes vereinigen konnten. Er preßte beide Hände gegen das unsichtbare Hindernis und begann dann, sich Schritt für Schritt an der Wand entlangzutasten. Eine mühselige Art, vorwärts zu kommen, aber seine Anstrengungen wurden belohnt, als er den Raum etwa zur Hälfte umkreist hatte.

Seine Finger stießen plötzlich ins Leere.

Mike glitt geduckt durch den plötzlich aufklaffenden Durchgang.

Nach der schmerzhaften Helligkeit des Spiegelraumes benötigten seine Augen fast eine Minute, um sich auf das schattige Halbdunkel des angrenzenden Zimmers umzustellen.

Der Raum war so niedrig, daß Mike mit dem Kopf die Decke berührte. Durch ein schmales, schießschartenähnliches Fenster an der Rückwand fiel silbernes Mondlicht herein; die einzige Beleuchtung der vielleicht zehn Quadratmeter großen Kammer. An der rechten Wand stand ein niedriges, unbequem aussehendes Feldbett, darüber ein Regal mit wenigen, zerlesenen Büchern und einem tönernen Trinkbecher. Ein niedriger, dreibeiniger Tisch und ein lehnenloser Hocker stellten die gesamte übrige Einrichtung dar.

Mike nahm all diese Eindrücke mit einem einzigen Blick auf. Der Raum war leer, aber durch die dünnen Bretterwände hörte er dumpfes Stimmengemurmel, das die Anwesenheit mehrerer Personen verriet.

Mike schlich geduckt zur Rückwand und spähte vorsichtig durch das Fenster ins Freie. Eine schmale Mondsichel stand am Himmel und verwandelte die Landschaft in ein bizarres Muster aus grauen und schwarzen Flächen. Mike hatte den Eindruck, auf die Filmkulisse einer Geisterstadt zu sehen. Alte, baufällige Bretterbuden wechselten mit rostigen Wellblechgebäuden ab, und über der schwarzen, unregelmäßigen Skyline des Ortes erhob sich etwas, das ihn an die Reste eines längst zerfallenen Riesenrades erinnerte. Es mußte ein Vergnügungspark oder etwas ähnliches sein. Mike versuchte sich zu erinnern, wo er eine solche Szenerie schon einmal gesehen hatte, gab dann aber schulterzuckend auf und schlich zur gegenüberliegenden Tür.

Die Stimmen waren mittlerweile verklungen, und das einzige Geräusch, das er hörte, war sein eigener, keuchender Atem.

Vorsichtig drückte er die Klinke herunter und spähte in den angrenzenden Raum. Es schien sich um einen langen, niedrigen Gang zu handeln, von dem zahllose Türen zu beiden Seiten hin abzweigten. Unendlich vorsichtig und ängstlich darum bemüht, auch nicht das leiseste Geräusch zu verursachen, öffnete er die Tür weiter und trat auf den Korridor hinaus. Sein Herz begann vor Aufregung wild zu schlagen. Mike erkannte instinktiv, daß er im Hauptquartier des Gegners war – und offenbar hatte bisher niemand etwas von seinem Eindringen bemerkt.

Er ging zögernd über den Flur, starrte die glatten, gleichförmigen Türen an und versuchte sich über sein weiteres Vorgehen klar zu werden.

Es nutzte niemandem etwas, wenn er hier herumstand und darauf wartete, entdeckt zu werden. Hinter einigen Türen schienen Stimmen oder Geräusche zu sein, aber bei der seltsamen Akustik dieses Gebäudes ließ sich beim besten Willen nicht sagen, hinter welchen.

Mike wählte aufs Geratewohl eine Tür aus und trat hindurch.

Dahinter lag ein weiterer, schmaler Gang, der dem ähnelte, den er soeben verlassen hatte. Seine Konturen schienen in der Entfernung

zusammenzufließen und bis in die Unendlichkeit zu reichen, und an den Wänden hingen Hunderte von lebensgroßen, in kostbaren Goldrahmen gefaßte Bilder.

Mike stutzte. Irgend etwas an diesen Bildern irritierte ihn. Er schob die Tür hinter sich ins Schloß und trat neugierig an einen der Rahmen heran.

Es war kein Bild, sondern ein ein mal zwei Meter großer Spiegel.

Die untersetzte, kräftige Männergestalt schien direkt auf das Glas gemalt zu sein. Und es war die präziseste Darstellung eines Menschen, die Mike jemals gesehen hatte. Sie trug die gleiche anachronistische Kleidung wie die Männer, die er auf dem Dachboden von Conellys Haus beobachtet hatte. Mike trat neugierig näher und musterte die Gestalt aus zusammengekniffenen Augen. Der Künstler hatte jede noch so feine Struktur des Anzugstoffes, jedes Staubkörnchen und jede winzige Pore, buchstäblich jedes Haar auf das spiegelnde Glas gebannt. Die Gestalt wirkte unglaublich lebensecht, fast wie…

Mikes Gedanken sträubten sich gegen die Erkenntnis, obwohl es nur diese eine Erklärung gab.

Die Männer und Frauen, die ihn aus den unzähligen goldenen Rahmen anzustarren schienen, waren weder gemalt noch Fotografien, sondern *eingefangene Spiegelbilder wirklicher Menschen*!

Plötzlich bekam alles einen Sinn.

Die Männer ohne Spiegelbilder – ihre Spiegelbilder waren *hier*! Gefangen in unzähligen Spiegeln, die in schier endloser Folge an den Wänden aufgereiht waren.

Mike setzte sich widerwillig in Bewegung, den Blick starr auf die leblosen, eingefrorenen Spiegelbilder gerichtet. Er wußte nicht, wie lange er so durch den Gang lief, wie viele Spiegelbilder an ihm vorbeidefilierten, aber es waren viele, sehr viele. Hunderte.

Nach einer Weile fiel ihm eine Veränderung auf. Die Spiegelbilder waren nicht alle gleich. Die meisten schienen so scharf und gestochen wie präzise Farbfotografien, aber bei einigen war eine deutliche Veränderung zu bemerken. Ihre Konturen wirkten seltsam zerfasert, verschwommen, die Farben blaß und ausgebleicht, als befänden sie sich in einem fortgeschrittenen Stadium des Verfalls.

Dann traf er auf den ersten leeren Spiegel. Seine Oberfläche wirkte stumpf und glanzlos. Ein Hauch von unglaublichem Alter schien von ihm auszugehen. Mike berührte den Spiegel zögernd mit den Fingern. Das Glas fühlte sich spröde und rissig an; eine dünne, weiße Staubschicht blieb an seinen Fingerspitzen hängen, und dort, wo er den Spiegel berührt hatte, bildeten sich für Sekunden winzige Wellenkreise, als bestünde er nicht aus Glas, sondern aus gefrorenem Quecksilber, das durch seine Körperwärme aufgetaut worden war.

»Wenn Sie mit Ihren Betrachtungen fertig sind, Mister Hunter«, sagte

eine Stimme hinter ihm, »wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir folgen würden.«

Mike wirbelte herum. Kaum zwanzig Meter hinter ihm stand ein alter, einarmiger Mann. Er wirkte irgendwie klein und verloren in der klinischen Sterilität des Spiegelganges, aber in seinen grauen Augen lag ein unerschütterliches Selbstvertrauen. Dies, und das Bewußtsein von Stärke, durchfuhr es Mike.

»Ich gratuliere Ihnen«, sagte der Alte. Seine Stimme klang belustigt. »Bisher hat es noch niemand gewagt, so tief in mein Reich vorzudringen.«

»Wer sind Sie?« fragte Mike lahm. Er spürte, daß von diesem so harmlos aussehenden alten Mann eine ungeheure Gefahr ausging.

Aber es war keine Gefahr, die er beschreiben konnte, sondern etwas völlig neues, etwas, das sich vollkommen von allem unterschied, mit dem er bisher konfrontiert worden war.

»Mein Name ist Ulthar«, erklärte der Einarmige. »Aber der wird Ihnen sicher nichts bedeuten. Vielleicht hilft es Ihnen weiter, zu erfahren, daß diese Spiegel, für die Sie sich so interessieren, mein Werk sind.« Er lächelte dünn, trat beiseite und machte eine einladende Handbewegung. »Folgen Sie mir, Mister Hunter. Es redet sich hier nicht so gut.«

Mike rührte sich nicht von der Stelle. »Diese Spiegel«, sagte er vorsichtig. »Was… was bedeutet das alles?«

Ulthar hob die Schultern, eine Geste, die bei seiner einarmigen Erscheinung irgendwie flach und lächerlich wirkte. Aber Mike war ganz und gar nicht zum Lachen zumute.

»Sie wissen es längst, Mister Hunter«, erklärte Ulthar nach kurzem Zögern. »Und jetzt«, seine Stimme wurde laut und befehlend, »folgen Sie mir.«

Mike warf sich mit einem wütenden Aufschrei nach vorne.

Aber Ulthar reagierte mit ungeheurer Schnelligkeit. Seine Hand fuhr mit einer kaum sichtbaren Bewegung in die Tasche und kam mit einem großkalibrigen Revolver wieder hoch.

»Ich dachte mir, daß Sie Schwierigkeiten machen«, erklärte er ruhig, als Mike mitten in der Bewegung erstarrte. »Vielleicht überzeugt Sie das.«

Mike starrte wie hypnotisiert auf die Waffe in Ulthars Hand. Von allen Angriffen, die er erwartet hatte, war dies der unwahrscheinlichste. Geister kämpften im allgemeinen nicht mit Revolvern.

Ulthar grinste triumphierend. »Kommen Sie, Mister Hunter. Ein alter Freund von Ihnen erwartet Sie. Ich glaube, er wird sich freuen, Sie wiederzusehen.« Er trat beiseite, um Mike vorbeizulassen, und folgte ihm in einigen Schritten Abstand.

»Ich weiß, was Sie jetzt denken«, sagte er, als sie durch den Korridor zurückgingen. »Aber versuchen Sie es lieber nicht. Ich bin zwar nur ein alter Mann, den Sie vielleicht trotz des Revolvers überwältigen können, aber das würde Ihnen nicht viel nützen. Sie kämen niemals hier heraus.«

Mike zweifelte keine Sekunde an Ulthars Worten. Das Ganze war eine perfekt inszenierte Falle gewesen. Und er war blind hineingetappt.

Sie verließen den Gang und traten auf den Korridor hinaus. Ulthar zog sorgsam die Tür hinter sich zu und deutete mit der Waffe auf den offenstehenden Eingang am hinteren Ende des Flurs.

Mike blieb wie vom Blitz getroffen stehen, als er die große, in wallendes Schwarz gekleidete Gestalt erkannte.

»Asmodis!«

***

Die drei verbliebenen Gegner schienen zu spüren, daß von Damona jetzt keine unmittelbare Gefahr mehr ausging. Einer von ihnen eilte zur Tür, schloß sie und lehnte sich grinsend dagegen, während die beiden anderen die wehrlose junge Frau vor sich hertrieben. Ihre Gesichter waren unbewegt, aber in ihren Augen loderte ein dämonisches Feuer.

Damona wich Schritt für Schritt zurück, bis sie mit dem Rücken gegen die Wand stieß. Verzweifelt versuchte sie, ihre paranormalen Waffen noch einmal zu aktivieren, aber es gelang ihr nicht. In ihrem Inneren war nur ein Gefühl von unendlicher Leere. Sie fühlte sich ausgebrannt, zu Tode erschöpft und unendlich müde.

Kämpfe! wisperte eine Stimme in ihr. *Wehr dich! Du bist verloren, wenn sie dich in die Hände bekommen!*

Damona versuchte, die Wellen der Müdigkeit zurückzudrängen, die über ihr zusammenschlugen. Sie stöhnte, stieß sich mit letzter Kraft von der Wand ab und versuchte, an den Männern vorbeizustürzen.

Ihre Gegner ließen ihr nicht einmal die Spur einer Chance.

Damona fühlte sich plötzlich von übermenschlich starken Händen gepackt und zurückgerissen. Ein brutaler Schlag trieb ihr die Luft aus den Lungen, dann wurden ihr die Arme auf den Rücken gedreht.

Damona brach wimmernd in die Knie, während die beiden Männer sie auf den Spiegel zuschleiften.

***

»Ja, Asmodis!« fauchte der Höllenfürst. »Du hast nicht erwartet, mich hier zu sehen.« Sein Gesicht verzerrte sich vor Haß. »Endlich habe ich dich, Mike Hunter«, zischte er. »Ich habe lange auf diesen Augenblick gewartet, aber es hat sich gelohnt.« Er warf den Kopf in den Nacken, lachte dröhnend und streckte die Hand nach Mike aus.

Ein greller, purpurfarbener Blitz fuhr aus seinen Fingerspitzen und

hüllte Mike in einen Mantel aus prasselnden Flammen und Glut.

Mike schrie gequält auf, riß die Arme vors Gesicht und taumelte blind vorwärts. Die Flammen erloschen, aber die Schmerzen, die durch seinen Körper rasten, verebbten nur langsam.

»Du wirst sterben, Mike«, sagte Asmodis triumphierend. »Ich habe viel Zeit gehabt, mir die schrecklichsten Höllenqualen für dich auszudenken. Du wirst für jede Niederlage bezahlen, die du und diese Hexe mir zugefügt haben. Du wirst den Augenblick verfluchen, in dem du meinen Namen zum ersten Mal gehört hast!« Wieder zuckte eine Flamme aus seinen Händen, hüllte Mike in quälende, sengende Glut und ließ ihn aufschreiend zusammenbrechen.

Aber das Feuer erlosch, bevor es ihm ernsthaften Schaden zufügen konnte.

»So leicht werde ich es dir nicht machen, Mike Hunter«, grollte Asmodis. »Das war nur eine kleine Kostprobe. Ein Vorgeschmack auf das, was auf dich wartet.«

Mike versuchte mühsam, auf die Beine zu kommen, aber seine Knie knickten immer wieder unter ihm ein, als wären sie nicht mehr fähig, sein Körpergewicht zu tragen. Er hob müde den Kopf und sah zu Asmodis hoch, der wie ein gigantischer schwarzer Berg über ihm aufragte.

»Für jede Minute, die du dich mir widersetzt hast, wirst du tausend Jahre leiden«, drohte Asmodis. Seine Lippen verzerrten sich in sadistischer Vorfreude. »Steh auf!«

Mike spürte, wie unsichtbare Kräfte ihn auf die Füße rissen und näher an den Höllenfürsten heranzogen. Sein Gesicht befand sich plötzlich nur noch wenige Zentimeter von der häßlichen Fratze Asmodis' entfernt.

»Aber zuerst«, flüsterte Asmodis, »habe ich eine ganz besondere Überraschung für dich. Du wirst an meinem größten Triumph teilhaben, Mike Hunter. Du wirst mit ansehen, wie Damona King endgültig vernichtet wird.«

Mike stöhnte. Mit aller Kraft versuchte er, die unsichtbaren Fesseln zu sprengen. Wenn er es gekonnt hätte, hätte er sich mit bloßen Händen auf das Oberhaupt der Schwarzen Familie gestürzt.

Aber seine Anstrengungen entlockten Asmodis nur ein abfälliges Lächeln.

»Streng dich nur an, Mike«, sagte er spöttisch.

Die geistige Fessel schien sich um eine Winzigkeit zu lockern.

Aber Mike wußte, daß Asmodis dies nur tat, um sich noch mehr an seinen sinnlosen Anstrengungen zu weiden.

»Genug gespielt, Asmodis«, sagte Ulthar hinter ihm. »Du hast später noch reichlich Zeit, dich mit Mister Hunter zu beschäftigen. Wir haben Wichtigeres zu tun.«

Asmodis’ Kopf ruckte herum. Ein wilder, haßerfüllter Blick traf den Alten.

Aber zu Mikes grenzenloser Verblüffung gab Asmodis nach. Er nickte, trat zurück und gab Mike den Blick auf einen riesigen, ovalen Spiegel frei, der fast die gesamte Breite des Raumes einnahm.

Im ersten Moment hatte Mike den Eindruck, durch ein überdimensionales Fenster zu sehen. Er erblickte einen mittelgroßen, barock eingerichteten Raum, der von treibenden Nebeln und Schatten erfüllt zu sein schien.

Asmodis drehte sich halb herum und lächelte dünn. »Komm nur näher, Mike. Ich hoffe, du hast genausoviel Freude an der kleinen Szene wie wir.«

Mikes Füße setzten sich ohne sein Zutun in Bewegung. Er stolperte auf Asmodis zu, blieb einen halben Schritt hinter ihm stehen und starrte mit klopfendem Herzen in den Spiegel.

Ulthars Lippen formten eine Reihe krächzender, fremdartiger Laute. Die wesenlosen Schatten auf der Oberfläche des Spiegels gerieten in Bewegung, ballten sich zusammen, formten schließlich die Umrisse von Menschen…

In dem Raum tobte ein Kampf um Leben und Tod. Mit hilflosem Entsetzen mußte Mike mitansehen, wie Romano von seinen unverwundbaren Gegnern niedergeschlagen wurde, wie Damonas Abwehr schwächer und schwächer wurde und sie schließlich in die Ecke gedrängt wurde. Er konnte das angstvolle Flackern in ihren Augen selbst über die Entfernung hinweg wahrnehmen.

»Jetzt habe ich dich!« kreischte Asmodis. Er lachte schrill, trat näher an den Spiegel heran und keuchte vor Erregung. »Endlich! Lange genug hast du dich mir widersetzt, Hexe, aber jetzt bist du geschlagen.«

Mike spürte, wie die unsichtbare Fessel von ihm abfiel. Asmodis schien sich völlig auf Damonas bevorstehende Niederlage zu konzentrieren. So sehr, daß er sogar seinen Gefangenen vergaß.

Mike erkannte, daß er eine einmalige Chance hatte. Im gleichen Moment, als die unheimlichen Angreifer Damona endgültig überwältigten, wirbelte er herum und stürzte sich auf Ulthar. Der Alte stieß einen gellenden Hilferuf aus und versuchte, Mike mit dem Revolver zurückzutreiben. Aber diesmal reagierte er zu langsam.

Mikes Handkante traf mit vernichtender Wucht auf sein Handgelenk. Die Waffe fiel polternd zu Boden. Mike hechtete hinterher, bekam sie zu fassen und drückte ab, ohne zu zielen.

Die Kugel zischte harmlos an Ulthar vorbei und traf den Spiegel.

Das Kristallglas zersprang in Millionen winziger Scherben.

***

Für einen winzigen Moment erschien es ihr, als wäre die Zeit selbst erstarrt. Die Gestalten ihrer unheimlichen Gegner schienen mitten in der Bewegung einzufrieren. Ein lauter, quälend hoher Ton lag plötzlich in der Luft; ein zermürbendes Kreischen und Singen, als würde irgendwo ein gigantisches Weinglas angeschlagen. Sämtliche Gläser und Flaschen im Raum begannen zu klirren. Der brutale Griff des Angreifers löste sich. Damona fiel zu Boden und prallte schmerzhaft auf den harten Marmor.

Dann explodierte der Spiegel. Es gab einen kurzen, intensiven Lichtblitz, gefolgt von einem fürchterlichen Brüllen und einem Schwall heißer Luft, der den Raum mit einem Hagel winziger scharfkantiger Spiegelstückchen überschüttete.

Ihre Angreifer *zerbrachen*.

Damona beobachtete entsetzt, wie sich die Männer wie unter einem ungeheuren Schock aufbäumten, ehe ihre Körper in unzählige winzige Bruchstücke zerfielen. Sie hatte plötzlich den Eindruck, dem Explodieren lebensgroßer, beweglicher Glasskulpturen zuzusehen.

Der Anblick war so grauenhaft, daß Damona nur daliegen und dem Schauspiel wie gelähmt folgen konnte.

Dann, von einer Sekunde zur anderen, kehrte eine fast unnatürliche Ruhe ein.

Damona richtete sich mühsam auf die Ellbogen auf und drehte den Kopf. Der Raum war so gründlich verwüstet, als wären hier ganze Armeen aufeinandergeprallt. Der große, leere Rahmen über dem Kamin schien sie höhnisch anzugrinsen. Überall lagen Glasscherben; zerbrochene Fragmente des großen Spiegels, zertrümmerte Gläser und Flaschen und die kleinen, an zerborstenes Sicherheitsglas erinnernden Glasstückchen, in die sich die Körper der Angreifer verwandelt hatten.

Sie stand auf, watete durch ein Meer von Trümmern und Glas zu Romano hinüber und drehte ihn mühsam auf den Rücken.

Der Italiener war bewußtlos, schien aber bis auf eine mächtige Beule am Hinterkopf und ein paar oberflächliche Kratzer unverletzt zu sein. Sie zog ihre Jacke aus, bettete seinen Kopf behutsam darauf und stand auf. Unter ihren Schuhen knirschte Glas, als sie zur Tür ging. Sie brauchte Hilfe. Einen Arzt für Romano und Mike.

Als sie den Ballsaal betrat, prallte sie entsetzt zurück.

Die ausgelassene Party hatte sich in ein wütendes Schlachtfeld verwandelt. Ungeheurer Lärm schlug ihr entgegen: Das Klirren von Glas, die entsetzten Schreie von Männern und Frauen, Schmerzenslaute.

Damona erfaßte die Situation mit einem einzigen Blick. Sämtliche Ausgänge des Saales waren von Gruppen großer, muskulöser Männer verbarrikadiert, die jeden Versuch, den Raum zu verlassen, verhinderten. An den Wänden hatte sich ein halbes Dutzend schmaler

Tapetentüren geöffnet, durch die Scharen von Angreifern in den Raum strömten, sich auf die Gäste warfen und sie mit übermenschlicher Kraft niederrangen. Damona sah, daß ein paar beherzte Männer und Frauen einen Kreis gebildet hatten und versuchten, sich die Angreifer vom Leibe zu halten. Aber gegen die scheinbar unverwundbaren Angreifer schien jeder Widerstand sinnlos zu sein. Immer wieder preschten zwei oder drei der Unheimlichen vor, rissen ein wehrloses Opfer aus dem Kreis heraus und schleiften es davon.

Sie entdeckte Conelly, Cramer und Bender bei einer Gruppe von etwa zehn Männern, die im Hintergrund des Saales standen und dem Kampf offenbar unbeteiligt zusahen.

Irgend etwas krachte dicht neben ihr gegen die Wand und zerbarst. Damona merkte es kaum. Das gräßliche Schauspiel hatte sie ganz in ihren Bann geschlagen.

Plötzlich begriff sie die Hintergründe. Die Falle hatte nicht allein ihr gegolten. Der ganze Empfang war eine riesige Falle gewesen.

Der unbekannte Drahtzieher, der hinter dem Ganzen stand, hatte mit einem einzigen Schlag praktisch die gesamte Führungsspitze der Stadt in seine Gewalt gebracht.

Conelly fuhr plötzlich herum. Seine Augen weiteten sich überrascht, als er Damona erkannte. Sie sah, daß er irgend etwas rief und hektisch mit den Armen fuchtelte. Vier, fünf der unheimlichen Angreifer ließen plötzlich von ihren Opfern ab und bewegten sich auf sie zu.

Damona sah sich gehetzt nach einer Fluchtmöglichkeit um. Der Raum schien hermetisch abgeriegelt zu sein – ein Entkommen durch die Türen war unmöglich, und die breite, offene Freitreppe, die ins Untergeschoß führte, wurde von einer Doppelreihe finster dreinblickender Gestalten gesperrt.

Aber es gab noch eine Möglichkeit, die die Angreifer außer acht gelassen hätten.

Sie fuhr herum, stieß einen Angreifer beiseite und rannte mit schnellen Schritten auf das Fenster zu. Hinter ihr klang wütendes Geschrei auf, als ihre Verfolger erkannten, was sie vorhatte.

Sie riß die Vorhänge beiseite und warf sich in panischer Angst gegen die Glastür. Der dünne Holzrahmen gab knirschend nach; Glas splitterte und fiel klirrend nach draußen, während Damona auf den schmalen Balkon hinausstolperte. Zwei der Angreifer waren jetzt dicht hinter ihr. Sie prallte gegen das schmale Ziergitter, sah aus den Augenwinkeln eine huschende Bewegung und duckte sich instinktiv. Der Mann prallte gegen sie, verlor das Gleichgewicht und schien einen Sekundenbruchteil mit wild rudernden Armen in der Luft zu hängen, ehe ihn sein eigener Schwung über das Balkongitter riß. Er verschwand lautlos in der Tiefe.

Damona sah sich plötzlich in die Enge getrieben. Der zweite

Angreifer war unter der Tür stehengeblieben und musterte sie drohend; hinter ihm drängten drei, vier weitere Männer auf den Balkon.

Sie hatte nur noch eine Wahl. Ohne zu zögern schwang sie die Beine über das Balkongitter und tastete suchend nach Halt. Als sie auf den Balkon hinausgestürzt war, hatte sie einen schmalen Sims bemerkt, der rings um das gesamte Gebäude zu führen schien. Sie preßte sich eng gegen die Wand, ließ mit klopfendem Herzen das Balkongitter los und schob sich hastig weiter. Eisiger Wind schlug nach ihr, fuhr schmerzhaft durch ihr dünnes Ballkleid und schien ihre Glieder zu lähmen.

»Es ist vollkommen sinnlos, Miß King«, sagte eine Stimme.

Damona drehte sich vorsichtig zu dem Sprecher um.

»Wirklich«, sagte Conelly. »Es ist sinnlos. Der Sims führt lediglich zu einem anderen Balkon. Geben Sie auf. Ich möchte wirklich nicht, daß Sie verletzt werden.« Er lehnte fast gemütlich am Balkongitter und streckte auffordernd die Hand aus. Seine Fingerspitzen waren nur wenige Zentimeter von Damonas Schultern entfernt.

»Kommen Sie zurück. Es ist sinnlos.«

Damona spürte, wie ihre Kraft nachließ. Der Kampf hatte sie fast vollkommen erschöpft, und die Angst und die eisige Kälte schienen ihre Muskeln zu lähmen. Sie sah vorsichtig in die Tiefe. Der Boden befand sich vielleicht zehn Meter unter ihr – gepflegter, kurzgeschnittener Rasen, in dem Blumenbeete ein lustiges Muster zu bilden schienen. Ihr schwindelte.

»Versuchen Sie es nicht«, warnte Conelly. »Es sind fast zehn Meter. Selbst wenn Sie den Sturz überleben, würden meine Leute sie unten erwarten.« Er winkte ungeduldig. »Kommen Sie schon.«

Damona wich unwillkürlich weiter zurück. Conelly runzelte unwillig die Stirn, sagte etwas zu den hinter ihm stehenden Männern und trat beiseite.

Damona tastete sich vorsichtig weiter. Der Sims unter ihren Füßen war schmal und glitschig, und die hochhackigen Ballschuhe waren denkbar ungeeignet für derartige Kletterpartien. Ihre Finger krallten sich in winzigen Vorsprüngen und Rissen im Mauerwerk fest, während sie sich weitertastete. Ihr Blick glitt verzweifelt über die glatte Fassade. Eine der alten, knorrigen Eichen, mit denen der Park bepflanzt war, schien ihr verlockend nahe. Seine Äste reichten bis auf zwei oder drei Meter an das Haus heran. Aber sie waren viel zu dünn, um ihr Gewicht zu tragen. Und selbst zwei Meter waren für einen Sprung aus dem Stand heraus zuviel.

Für einen Menschen…

Damona spürte, wie in ihrem Inneren irgend etwas in Bewegung geriet. Ein heißer, sengender Schmerz schoß durch ihren Körper.

Molekülverbindungen wurden gesprengt, Zellen neu gruppiert und von einer unfaßlichen Gewalt umgestellt, verformt. Die Welt veränderte sich. Damonas Geist wurde in einen dumpfen Strudel von Instinkten und Trieben gerissen, in dem der bewußte Intellekt nur einen kleinen Teil ihres Denkens beanspruchte.

Sie hörte die wütenden Schreie ihrer Verfolger. Aber sie bedeuteten ihr nichts mehr. Ihr schlanker, kraftvoller Körper schnellte wie eine Stahlfeder über den Abgrund und landete auf den weit ausladenden Ästen der Eiche.

Die Männer auf dem Balkon sahen nur eine kleine, schwarze Katze, die mit lautlosen Bewegungen in der Dunkelheit untertauchte.

***

Asmodis kreischte in irrer Wut auf, als der Spiegel zerbarst. Er fuhr herum, war mit einem Satz bei Mike und schlug ihm die Waffe aus der Hand.

»Hund!« kreischte er. Seine Augen schienen Feuer zu sprühen.

»Du hast es schon wieder gewagt, meine Pläne zu durchkreuzen!«

Mike fühlte sich von unsichtbaren Gewalten hochgerissen und wuchtig gegen die Wand geschleudert. Dumpfer Schmerz schoß durch seinen Körper. Vor seinen Augen wallten rote Nebel, und für einen Moment drohte er in Bewußtlosigkeit zu versinken.

Aber Asmodis' Wut verrauchte genauso schnell wieder, wie sie aufgeflammt war.

»Das nützt dir überhaupt nichts«, sagte er kalt. »Die Hexe ist verloren. Du hast sie vielleicht für den Moment gerettet, aber es wird dir noch leid tun.« Er bewegte unmerklich die Finger. Der Druck auf Mikes Brust verstärkte sich. Er versuchte zu schreien, aber er bekam keinen Ton heraus. Seine Kehle war wie von einer unsichtbaren, riesigen Faust zugedrückt.

»Hör auf«, sagte Ulthar. »Wir brauchen ihn noch.«

Der Druck verschwand, und Mike rutschte haltlos an der Wand zu Boden.

Ulthar kam mit langsamen Schritten auf ihn zu. »Ich gebe zu, daß ich Sie unterschätzt habe, Mister Hunter«, sagte er ruhig. »Aber das macht nichts.« Er lächelte. »Im Gegenteil. Das Spiel beginnt einen gewissen Reiz auszuüben. Ich muß gestehen, daß ich fast ein wenig enttäuscht war, als alles so reibungslos verlief.«

Er ging zu einer Tür an der Rückseite des Raumes, öffnete sie und machte eine befehlende Geste. »Wir haben genug geredet, jedenfalls für heute. Wenn ich bitten dürfte…«

Mike rappelte sich keuchend hoch. »Wenn ich Sie jemals ohne ihren Wachhund in die Finger bekomme«, begann er.

Ulthar unterbrach ihn lächelnd. »Das werden Sie, Mister Hunter.

Aber wenn wir uns wiedersehen, werden wir Verbündete sein.«

Asmodis schnippte mit den Fingern, und Mike wurde von einer unsichtbaren Gewalt durch den Raum und die Tür getrieben.

Der Gang glich dem, in dem er Ulthar das erste Mal gesehen hatte.

Auch hier hingen Hunderte von Spiegeln an den Wänden.

Aber die meisten waren leer.

Mike sah sich ratlos um. Ulthar mußte irgendeine Teufelei im Sinn haben.

»Gehen Sie weiter, Mister Hunter«, dröhnte Ulthars Stimme in seinem Kopf. »Sie waren doch so begierig, das Geheimnis meiner Spiegel zu lüften.« Die Stimme ging in ein häßliches Lachen über, das Mikes Schädel zu sprengen schien.

Die Beleuchtung flackerte und ging aus.

Aber es wurde nicht dunkel. Einer der großen Spiegel leuchtete plötzlich in geheimnisvollem Licht auf. Ein helles, elektrisches Knistern schien plötzlich in der Luft zu liegen.

Mikes Blick wurde von dem Spiegel hypnotisch angezogen. Er versuchte mit aller Willenskraft, wegzusehen, aber es gelang ihm nicht. Langsam, mit roboterhaften, steifen Bewegungen, ging er auf den Spiegel zu. Er sah sich selbst, sein schreckensbleiches Gesicht, seine angstvoll aufgerissenen Augen…

Das Spiegelbild hob die Hand, winkte ihm auffordernd zu…

Mike stöhnte. Auf dem Gesicht seines Spiegelbildes erschien ein grausames, zynisches Lächeln. Er kämpfte verzweifelt gegen den fürchterlichen Sog an, der ihn auf den Spiegel zutrieb. Seine Finger prallten gegen die harte, kühle Oberfläche, drangen so mühelos ein wie in Wasser…

Plötzlich hatte er das Gefühl, von innen nach außen gekrempelt zu werden. Etwas wie Schmerz zuckte durch sein Bewußtsein und erlosch wieder, dann…

Die Welt um ihn herum war flach, eng und begrenzt. Es gab nur noch die Dimensionen Höhe und Breite. Er versuchte sich zu bewegen und konnte es nicht. Er sah, wie sich der Mann auf der anderen Seite des Spiegels aufrichtete und langsam den Gang hinunterschritt.

Sein Gesicht war das von Mike Hunter.

Aber in seinen Augen lag ein grausamer, harter Ausdruck.

***

Damona verließ den Park in südlicher Richtung. Eine ganze Horde der unheimlichen Spiegelwesen war aus dem Haus geschwärmt und hatte damit begonnen, den ausgedehnten Garten abzusuchen. Aber sie hatten keine Chance, die kleine, schwarze Katze zu finden, die mit den Schatten der Nacht zu verschmelzen schien und sich mit der Lautlosigkeit eines Gedankens bewegte.

Damona trat auf die Straße hinaus, sah sich sichernd nach allen Seiten um und lief dann mit federnden, kraftvollen Sprüngen los.

Es war nicht das erste Mal, daß sie sich in eine Katze verwandelte.

Auch diese Fähigkeit gehörte zu dem Erbe, das sie von ihrer Mutter übernommen hatte. Aber sie zahlte dafür mit dem Preis grauenhafter körperlicher Schmerzen und dem Absinken in eine dumpfe, animalische Intelligenz. Das, was einmal Damona King gewesen war, nahm jetzt nur noch einen geringen Teil im Denken der Katze ein.

Sie kämpfte einen mühsamen, zermürbenden Kampf gegen die Jagd- und Fluchtinstinkte des Tieres und mußte all ihre Kraft aufwenden, um auf dem Weg zum Hotel zu bleiben.

Sie mußte auf dem schnellsten Weg in ihr Zimmer. Allein und waffenlos hatte sie keine Chance, einen Kampf mit den Unheimlichen zu bestehen. Sie hatte zwar ihren Hexenstein verloren, aber in ihrem Reisegepäck befand sich noch ein ganzes Sammelsurium weiterer Dinge, die ihr nützlich sein konnten. Und die Spiegelwesen waren nicht ganz so unverwundbar, wie es schien. Der Weg zum Hotel erwies sich als lang und mühsam. Einmal wurde sie von einem streunenden Hund angegriffen und mußte sich mit Zähnen und Krallen ihrer Haut wehren, ein anderes Mal machte sich ein Betrunkener einen Spaß daraus, die vermeintliche Katze mit Steinen zu bewerfen.

Als sie das Hotel erreichte, war sie am Ende ihrer Kräfte. In ihrer Brust war ein dumpfer, schmerzlicher Druck, und das seltsam klare Bild, das ihr die nachtsichtigen Katzenaugen übermittelten, begann allmählich zu verschwimmen. Sie konnte die Veränderung nicht mehr lange aufrecht erhalten.

Aber sie mußte durchstehen, bis sie in ihrem Zimmer war. Ihre Kleider waren nach der Verwandlung im Park von Conellys Haus zurückgeblieben; sie würde nackt sein, wenn sie sich in ihre reale Gestalt zurückverwandelte. Selbst für eine an exzentrisches Verhalten gewöhnte Stadt wie New York würde eine nackte junge Frau, die durch eine Hotelhalle stürmte, nicht mehr zum Alltäglichen zählen. Und was sich Damona im Moment am wenigsten leisten konnte, war aufzufallen.

Die großen Glastüren waren verschlossen. Damona blinzelte neugierig in die Halle. Ein verschlafener Nachtportier saß an einem kleinen Tisch neben dem Eingang, kämpfte gegen seine Müdigkeit und blätterte desinteressiert in einer Illustrierten. Der Mann würde ganz gewiß nicht aufstehen, um einer streunenden Katze die Tür zu öffnen.

Sie trat zurück, sah sich hilflos um und begann dann, das Gebäude zu umkreisen. Aus einem halb geöffneten Kellerfenster drangen die Gerüche von Küchenabfällen zu ihr hinaus. Sie blieb stehen, schnupperte und kratzte mit den Pfoten am Fensterflügel. Er schwang

quietschend auf und gab den Blick auf einen dunklen, mit überquellenden Mülleimern und Abfallsäcken vollgestopften Raum frei.

Damona schlüpfte durch das Fenster, landete mit einem eleganten Satz auf dem Boden und huschte zur Tür. Sie war offen.

Dahinter lag ein dunkler, muffig riechender Gang, von dem zahlreiche Türen abzweigten. Das Klirren von Geschirr und leises Lachen drangen an ihr empfindliches Gehör. Sie schlich weiter, kratzte prüfend an Türen und fand schließlich eine, die offenstand. Der angrenzende Raum war mit Regalen und Wäschekörben vollgestopft – ein geradezu idealer Ort für Damonas Vorhaben. Sie schlüpfte hinein, zog die Tür hinter sich zu, soweit dies mit ihren nicht für solche Aufgaben geschaffenen Katzenpfoten möglich war, und begann die Rückverwandlung.

Wenige Augenblicke später verließ sie, wieder in ihrer menschlichen Gestalt und mit einem schmutzigen Kittel und Turnschuhen, die um mehr als drei Nummern zu groß waren, bekleidet, die Kammer.

Sie hatte Glück und konnte die Untergeschosse ungesehen verlassen. Der Nachtportier saß immer noch auf seinem Posten neben der Tür, kämpfte mit seiner Müdigkeit und sah kaum auf, als Damona mit schnellen Schritten zum Lift hinüberging.

Der Aufzug schien mit quälender Langsamkeit durch den Schacht nach oben zu gleiten. Damona starrte ungeduldig auf die an- und ausgehenden Lichter der Etagenanzeige und quetschte sich durch die langsam aufgleitenden Türen, kaum, daß die Kabine angehalten hatte.

Erst, als sie vor ihrem Appartement angelangt war und vergeblich die Klinke herunterdrückte, fiel ihr wieder ein, was sie vergessen hatte. Den Schlüssel.

Aber sie brauchte nicht hinunterzugehen, um den Nachtportier um einen Nachschlüssel zu bitten.

Die Tür ihrer Suite wurde von innen geöffnet.

»Treten Sie ein, Miß King«, sagte Cramer.

Sie hörte, wie die Aufzugtüren hinter ihr zuglitten und der Lift davonfuhr. Gleichzeitig wurden die Türen mehrerer Appartements auf dem Flur geöffnet.

Damona war plötzlich von einem guten Dutzend großer, kräftiger Männer eingekreist. Mehrere von ihnen führten Hunde an schweren Ketten mit sich; große, kräftige Tiere, die sie drohend anknurrten.

»Sie sehen, es ist sinnlos«, sagte Cramer leise. »Ihr kleiner Taschenspielertrick war zwar recht eindrucksvoll, aber ich glaube nicht, daß er noch einmal funktionieren wird.« Er lächelte mit gespielter Freundlichkeit und trat beiseite, um Damona vorbeizulassen.

»Sie hätten sich die Anstrengungen sparen können.«

Damona maß ihn mit einem vernichtenden Blick. »Was wollen Sie?« fragte sie scharf. »Was hat das überhaupt zu bedeuten? Ich…«

Cramer unterbrach sie mit einer ungeduldigen Handbewegung.

»Eins nach dem anderen, Miß King.« Er warf die Tür hinter sich ins Schloß, eilte mit schnellen Schritten zum Fenster und schloß es.

»Nur, damit Sie sich nicht selbst in Gefahr bringen«, erklärte er ruhig. »Wir sind hier in der neunten Etage, wissen Sie? Keine Simse, keine Feuerleitern, und die Wand ist verdammt glatt. Und ich glaube nicht, daß Sie zufällig auch noch fliegen können.«

»Ich finde es richtig reizend, wie Sie um mein Wohlergehen besorgt sind«, sagte Damona giftig.

»Nicht ich«, korrigierte Cramer. »Mein Auftraggeber. Aber Sie können sich mit ihm weiter unterhalten.«

»Darf ich mich wenigstens noch umziehen?« fragte Damona.

Cramer lächelte belustigt. »Wenn Sie möchten…« Er ging vor ihr her ins Schlafzimmer, kontrollierte mit routinierten Bewegungen die Fenster und nickte dann. »Aber beeilen Sie sich. Wir haben schon genug Zeit verloren.«

Damona wartete, bis der FBI-Direktor den Raum verlassen hatte, und trat dann an den Kleiderschrank. Sie war beinahe überrascht, daß Cramer sie so völlig unbeaufsichtigt ließ. Wenn der Unbekannte, der hinter allem steckte, wirklich so gut informiert war, wie sein bisheriges Vorgehen erwarten ließ, dann mußte er wissen, daß Damona noch über eine Reihe weiterer, gefährlicher Waffen verfügte.

Entweder hatte Cramer soeben einen unverzeihlichen Fehler begangen, oder…

Damona schauerte. Oder die Gegenseite war so von ihrer Stärke überzeugt, daß Damonas Gegenwehr sie höchstens amüsierte.

Sie wählte rasch eine Kombination aus Hose und Bluse aus, schlüpfte in ihre Stiefel und zog ihren Koffer hervor. Einige Sekunden lang starrte sie hilflos auf das zerrissene Futter.

Wahrscheinlich würde Cramer sich jetzt draußen vor Lachen krümmen. Für einen Profi wie ihn mußte es geradezu ein Kinderspiel gewesen sein, das Geheimfach zu entdecken.

Sie seufzte, schob den Koffer mit einer wütenden Bewegung zurück und verließ das Schlafzimmer.

»Wir können gehen.«

***

Die Fahrt zur Küste verlief schweigend. Damona versuchte ein paarmal, ein Gespräch mit Cramer oder einem ihrer Bewacher zu beginnen, aber sie bekam keine Antwort. Ihre beiden Bewacher – zwei hünenhafte, breitschultrige Männer in eleganten Straßenanzügen – saßen wie zu Stein erstarrte Statuen rechts und links neben ihr.

Cramer saß mit überkreuzten Armen auf dem Beifahrersitz und starrte aus zusammengekniffenen Augen auf den vorüberfließenden Verkehr. Von Zeit zu Zeit warf er ihr einen nachdenklichen Blick zu.

Aber er schwieg beharrlich auf ihre Fragen.

Nach einer Weile gab Damona auf und lehnte sich resignierend in die Polster zurück. Der Wagen hatte die belebte City verlassen und fuhr jetzt auf einer Seitenstraße am Meer entlang. Dann und wann huschte der Umriß eines jener großen, auf hölzernen Plattformen erbauten Strandhäuser, wie sie für diesen Teil der amerikanischen Ostküste typisch waren, vorbei, aber die Anzeichen von Leben schienen mit jeder Meile, die sie zurücklegten, geringer zu werden.

Dabei befanden sie sich noch innerhalb der Stadtgrenze New Yorks.

Aber die Riesenstadt war auch mit kaum einer anderen Metropole der Welt zu vergleichen. New York war groß, unglaublich groß sogar. Das, was man sich normalerweise unter dem Begriff New York vorstellt, die Halbinsel Manhattan mit ihren himmelstürmenden Wolkenkratzern, stellt in Wirklichkeit nur einen kleinen Teil der Stadt dar. Cramers Ziel mußte irgendwo im Süden der Stadt liegen, in einem der allmählich absterbenden Viertel um den Yachthafen herum, die ihre Blütezeit schon vor dem Zweiten Weltkrieg überschritten hatten.

Sie verließen die Straße, rumpelten eine Weile über einen kaum befestigten Sandweg und hielten schließlich vor einem riesigen, verschlossenen Maschendrahttor an. Damona versuchte, durch die verschmutzten Scheiben des Wagens Einzelheiten ihrer Umgebung zu erkennen, aber alles, was sie sah, war ein langer, hölzerner Steg, der hinter dem Tor aufs Meer hinausführte und in einem schwarzen, unidentifizierbaren Umriß endete, der sich wie ein Berg aus dem Meer erhob.

Aber sie wußte trotzdem, wo sie waren. Coney Island.

Vor fünfzig Jahren hatte dieser überdimensionale Jahrmarkt Millionen Besucher aus aller Welt angelockt; eine Art permanenter Kirmes, nur auf amerikanische Dimensionen aufgeblasen. Der Park war schon vor Jahrzehnten aufgegeben worden, aber er existierte immer noch. Eine moderne Geisterstadt, in der sich nur noch zwielichtiges Gesindel und Ungeziefer herumtrieben.

Cramer stieg aus, öffnete das Tor und winkte den Wagen hindurch. Die morschen Bretter des Holzsteges schienen unter dem Gewicht des Wagens zu stöhnen.

Sie fuhren weiter. Ein Kassenhäuschen huschte an ihnen vorbei, dann tauchten sie in ein Labyrinth dunkler, drohender Umrisse ein.

Die aufgeblendeten Scheinwerfer des Wagens rissen blitzartige, huschende Bruchstücke aus der Dunkelheit: Ein grellfarbiges Plakat, zerrissen und fleckig vom Alter; die durchlöcherten Planen eines Bierzeltes, die lose im Wind hin- und herschwangen, vernagelte

Fenster und Türen, heruntergelassene Gitter, hinter denen vierzig Jahre alte Teddybären darauf warteten, aus ihrem staubigen Grab befreit zu werden. Das Geräusch des Wagens schien zwischen den dicht beieinanderstehenden Buden tausendfach gebrochen und verzerrt zu werden.

Die Fahrt endete vor einer niedrigen Wellblechhütte. Bevor der Fahrer den Motor abstellte und die Scheinwerfer erloschen, konnte Damona einen flüchtigen Eindruck des Gebäudes auffangen; ein rechteckiger, nicht allzugroßer Bau, lieblos aus Blechteilen zusammengefügt und mit regenbogenfarbigem, abblätterndem Lack verunziert.

Ihre Bewacher stiegen aus und bedeuteten ihr schweigend, zu dem Gebäude hinüberzugehen.

Damona gehorchte zögernd. Sie konnte die Gefahr, die von dem Gebäude ausging, fast sehen. Es war eine massive, spürbare Aura des Bösen, der gleiche Atem der Gefahr, den man manchmal beim Betreten alter Gräber und Grüfte verspürte, nur ungleich stärker, drohender.

»Treten Sie ruhig ein, meine Liebe«, sagte eine Stimme.

Damona zuckte zusammen. In der fleckigen Blechwand hatte sich eine Tür geöffnet. Ein alter, schmalbrüstiger Mann trat ihr entgegen.

»Es freut mich, daß Sie doch noch gekommen sind, Miß King«, sagte der Alte.

»Wer… sind Sie?«

»Mein Name ist Ulthar«, antwortete ihr Gegenüber. »Sie werden ihn sicher nicht kennen – noch nicht. Aber kommen Sie doch herein. Es ist kalt hier draußen.«

Cramer untermalte Ulthars Aufforderung mit einem kräftigen Stoß in Damonas Rücken, der sie haltlos vorwärtstaumeln ließ.

Die Tür fiel mit einem seltsamen, dumpfen Laut hinter ihr ins Schloß. Damona hatte plötzlich das Gefühl, in einer riesigen Gruft gefangen zu sein. Sie sah sich ängstlich um. Der Raum war bis auf einen niedrigen Kunststofftisch und einen dreibeinigen Hocker vollkommen leer.

Cramer und seine Kumpane waren draußen geblieben. Sie war allein mit Ulthar.

Allein?

Nein. Sie spürte, daß außer dem einarmigen Alten und ihr noch etwas im Zimmer war, etwas Fremdes, Unfaßbares und Gefährliches.

»Also«, sagte sie mit mühsam beherrschter Stimme. »Was wollen Sie?«

»Sie!«

»Mich?« Damona lächelte, lehnte sich gegen die Tischkante und maß Ulthar mit einem spöttischen Blick. Allmählich fand sie zu ihrer gewohnten Selbstsicherheit zurück. »Ziemlich viel Aufhebens, nur um

mich zu fangen, nicht?« fragte sie spöttisch.

Ulthar zuckte mit den Achseln. »Sie unterschätzen sich, Miß King. Ich brauche mächtige Bundesgenossen wie Sie in meinem Kampf.«

»Kampf? Was für ein Kampf?«

»Das wäre eine viel zu komplizierte Geschichte, um sie jetzt mit ein paar Worten zu schildern«, antwortete Ulthar. Sein Gesicht verzerrte sich plötzlich vor Haß, und als er weitersprach, zitterte seine Stimme.

»Ich war nicht immer so, wie jetzt, Miß King«, sagte er. »Ich weiß, daß ich häßlich bin. Alt, häßlich – ein Krüppel, über den die Leute lachen und mit dem sie höchstens Mitleid haben. Früher, Miß King, war ich ein angesehener Mann. Die Menschen schätzten und ehrten mich, und ich tat alles, was in meiner Macht stand, um diese Welt besser zu machen. Ja, Miß King, besser. Ich wollte sie zu dem machen, was sich die Menschen gewünscht haben. Zu einem Paradies, in dem es jedem gutging, in dem Friede und Glück herrschte. Ich hatte die Macht dazu, Miß King. Meine Spiegel gaben sie mir.«

»Ihre Spiegel?«

Ulthar nickte hektisch. »Ja. Spiegel! Nicht nur das, was die meisten Menschen darin sehen. Wenn man ihre Sprache versteht, ihr Geheimnis kennt, vermögen sie beinahe alles. Die Menschen haben schon seit jeher gewußt, daß es ein Geheimnis um jeden Spiegel gibt. Die Legenden von den verzauberten Ländern hinter dem Spiegel, von der Macht, die einem verliehen wird, wenn man ein Abbild des anderen hat, sind nicht so unbegründet, wie die meisten glauben. Ein Spiegel zeigt nicht nur das äußere Abbild eines Menschen, Miß King. Er zeigt den ganzen Menschen. Ich habe damals das Geheimnis der Spiegel erkannt, und ich habe entdeckt, daß man alle Schlechtigkeit, alles Böse und Verwerfliche aus dieser Welt vertreiben kann. Ich habe den Menschen…«

»Ihre Spiegelbilder gestohlen«, sagte Damona entsetzt.

Ulthar nickte. »Ihre *negativen* Spiegelbilder«, sagte er betont. »In jedem Menschen lebt ein guter und ein schlechter Teil. Man braucht nur das Schlechte zu entfernen, um diese Welt in ein Paradies zu verwandeln.«

»In eine Welt voller Roboter, meinen Sie«, sagte Damona. »Ich habe Ihre Kreaturen gesehen, Ulthar. Sie sind nichts als willenlose Befehlsempfänger, Wesen ohne eigenen Willen, ohne Seele.«

»Aber sie sind glücklich«, sagte Ulthar ernsthaft. »Und die Spiegelbilder von heute sind nicht die von damals. Damals fing ich die bösen Seiten der Menschen ein. Die, die mein Kabinett verließen, waren Heilige, Engel, die keiner Fliege etwas zuleide tun konnten.«

Plötzlich schrie er. »Aber die Menschen haben mir nicht geglaubt. Sie haben mich ausgelacht, mich einen Verrückten genannt, schließlich einen Verbrecher. Sie haben alles zerstört, haben mein Lebenswerk

vernichtet und mich für dreißig Jahre ins Gefängnis geworfen. Mich! Ulthar, der den Garten Eden Wahrheit hätte werden lassen!«

Damona schauderte. Sie erkannte plötzlich, wen sie wirklich vor sich hatte: einen verrückten, alten Mann.

Aber einen gefährlichen Verrückten.

Ulthar sprach mit haßverzerrtem Gesicht weiter. »Ich werde mich rächen, Miß King. Ich habe dreißig Jahre lang auf diesen Tag gewartet. Die Menschen wollten die guten Seiten meiner Entdeckung nicht. Aber jetzt werden sie die andere Seite kennenlernen. Ich werde ihnen meinen Willen aufzwingen. Ich werde diese verdammte Stadt und ihre verdammten Menschen unter meinen Befehl zwingen. Sie sollen tausendfach für alles bezahlen, was sie mir angetan haben. Millionenfach!«

»Sie… Sie sind ja verrückt«, flüsterte Damona.

Ulthar erbleichte. Seine Lippen zitterten, und in seine Augen trat ein heimtückisches, gefährliches Funkeln.

»Verrückt«, wisperte er. »Ja. Sie haben mich einen Verrückten genannt, all die Jahre hindurch. Einen gefährlichen Irren. Vielleicht stimmt es sogar. Vielleicht bin ich verrückt gewesen, weil ich geglaubt habe, den Menschen etwas Gutes antun zu können. Aber ich habe erkannt, daß das falsch war.« Er kicherte.

»Es gibt auch noch die Gegenseite, Miß King. Und sie ist stark, sehr stark. Und empfänglicher für meine Ideen als ihr.«

Hinter seinem Rücken wurde eine Tür geöffnet, und eine riesige, schwarzgekleidete Gestalt betrat den Raum.

Damona wich unwillkürlich bis zur Wand zurück.

»Asmodis!«

Ein häßliches Grinsen verzerrte das Gesicht des Höllenfürsten.

»Ich habe dir gesagt, daß wir uns wiedersehen, Hexe«, sagte er leise. »Und diesmal wirst du mir nicht entkommen. Du bist verloren. Endgültig. Keine Macht der Welt kann dich jetzt noch retten.« Er verschränkte die Arme vor der Brust und lachte dröhnend. »Ich habe dieses Gespräch heute schon einmal geführt, Hexe. Willst du wissen, mit wem?«

Damona preßte sich bebend gegen die dünne Holzwand. Es war nicht das erste Mal, daß sie dem Oberhaupt der Schwarzen Familie gegenüberstand. Aber diesmal war sie wehrlos. Die paranormalen Kräfte, die sie bisher immer geschützt hatten, hatte sie verloren.

Aber selbst im Vollbesitz ihrer übernatürlichen Fähigkeiten und all ihrer Talismane wäre es ein selbstmörderisches Unternehmen gewesen, Asmodis direkt anzugreifen. Asmodis war der stärkste aller Dämonen. Seine magischen Fähigkeiten waren ungeheuer. Nur so hatte er seinen Rang als Oberhaupt der Schwarzen Familie überhaupt erlangen und über Äonen halten können. Die Schwarzblütler hatten

eine Rangfolge, die dem eines Wolfsrudels glich. Nur die Stärksten, Grausamsten und Rücksichtslosesten konnten überleben.

»Willst du wissen, mit wem, Hexe?« fragte Asmodis erneut. Er bewegte die Hand. Die Tür hinter seinem Rücken öffnete sich wie von Geisterhänden. Dahinter lag ein langer, strahlend hell erleuchteter Korridor.

Damona schrie auf. »Mike!« Ohne auf die Gefahr zu achten, die von Ulthar und dem Höllenfürsten ausging, stürzte sie vor und rannte auf Mike zu.

Plötzlich erfüllte dröhnendes, diabolisches Gelächter den Gang.

Die Tür wurde krachend zugeschlagen. Mikes Gestalt löste sich auf und gab den Blick auf einen riesigen, ovalen Spiegel frei.

Damona warf sich gedankenschnell herum. Ihr Blick hatte das schimmernde Kristallglas nur für den Bruchteil einer Sekunde gestreift. Trotzdem spürte sie die ungeheure hypnotische Ausstrahlung, die davon ausging.

Sie stöhnte. Eine eisige Hand schien sich in ihr Gehirn gekrallt zu haben, ein quälendes, drängendes Zerren und Schieben, das sie zwang, den Kopf zu drehen und den magischen Spiegel anzusehen.

Langsam, Zentimeter für Zentimeter, wanderte ihr Blick über den Fußboden auf den Spiegel zu.

Sie wehrte sich, aber die Kräfte des Spiegels waren ungeheuer, eine vernichtende, brüllende Welle schwarzer Magie, die alles zertrümmerte, was sich ihr in den Weg stellte.

Damona drehte sich um und ging mit ungelenken Schritten auf den Spiegel zu.

Eine fremde, bösartige Damona starrte ihr entgegen.

Sie schrie, schlug die Hände vors Gesicht und versuchte zurückzuweichen. Aber die ungeheuren Kräfte, die sie gefangenhielten, ließen ihren Widerstand zerbrechen. Langsam, aber unaufhaltsam, wurde sie auf den Spiegel zugezogen.

Sie wußte, daß sie verloren war, wenn sie ihn berührte.

Unter Aufbietung aller Kraft blieb sie stehen und zwang sich, dem Blick ihres negativen Spiegelbildes standzuhalten.

Irgend etwas geschah…

Die Luft in ihrer Umgebung schien zu knistern. Ein greller, blauweißer Blitz zuckte aus der Decke, leckte nach ihren Kleidern und dem goldgefaßten Rahmen des Spiegels. Sie sah, wie sich das Glas wellte, schwarz wie brennendes Pergament wurde und Risse bekam.

Ein wütender Schrei zerriß die Luft. Ihr dunkles Ebenbild bäumte sich auf.

Damona verdoppelte ihre Anstrengungen, schleuderte dem Spiegel alles an Haß und Gegenwehr entgegen, was sie aufbringen konnte. Sie sah, wie ihre Doppelgängerin zurücktaumelte. Ihre Konturen wurden

unwirklich, verschwommen.

Die unsichtbaren Fesseln zerrissen.

Damona wirbelte blitzschnell herum und stürzte zum Ausgang.

Er war nicht mehr da.

An der Stelle, an der die Tür gewesen war, befand sich ein schimmernder, rechteckiger Spiegel. Das Gesicht ihrer Doppelgängerin schien sie höhnisch daraus anzugrinsen.

Damona prallte wimmernd zurück und schlug die Hände vor die Augen. Sie mußte raus hier, bevor die höllischen Spiegel sie in ihren Bann schlugen oder sie den Verstand verlor.

Erneut fuhr sie herum, hetzte wie von Furien gejagt los und stürzte blindlings um die Gangbiegung. Auch hier hingen Spiegel; große, kleine, viereckige, runde – Spiegel in allen denkbaren Größen und Formen. Dunkle, drohende Schatten schienen unter ihren Oberflächen zu brodeln. Sie taumelte weiter, prallte gegen ein unsichtbares Hindernis und fing den Sturz ungeschickt mit den Händen auf.

Die Spiegel an den Wänden veränderten sich auf grauenhafte Weise. Damona hatte plötzlich den Eindruck, von einem Sammelsurium schrecklicher Alptraumgestalten umgeben zu sein; ihre eigenen, grotesk verzerrten Spiegelbilder.

Sie schrie.

Das Geräusch hallte zwischen den engen, schimmernden Wänden wider, wurde zurückgeworfen, verzerrt und verstärkt und rollte wie apokalyptischer Donner durch den Gang; ein ungeheures, auf- und abschwellendes Dröhnen, als drehe irgendwo ein dämonischer Toningenieur an einem überdimensionalen Mischpult.

Sie wälzte sich mühsam herum, versuchte aufzustehen und sank mit einem kraftlosen Keuchen zurück. Der Boden unter ihr schien sich zu bewegen, wie ein großes, metallisch schimmerndes Tier unter ihr davonzukriechen. Die Geometrie des Raumes wirkte plötzlich irgendwie verzerrt, fremd und furchteinflößend.

Direkt vor ihr klaffte plötzlich ein hoher, dreieckiger Spalt in der Wand. Damona erhob sich mühsam auf Hände und Knie und kroch darauf zu. Der Boden bäumte sich unter ihr auf wie ein Boot auf sturmgepeitschter See, kippte plötzlich in seltsam bizarrem Winkel ab und ließ sie meterweit zurückrutschen.

Aber sie kämpfte verbissen weiter. Ihre Hände rutschten immer wieder auf dem fugenlosen, glatten Material des Bodens weg, aber sie kam dem Ausgang Zentimeter um Zentimeter näher. Dann schien der ganze Raum umzukippen, sich einmal um seine Achse zu drehen und in einem unmöglichen Winkel zur Ruhe zu kommen.

Damona fand sich plötzlich in der Ecke zwischen Fußboden und Wand wieder. Vor ihren Augen tanzten bunte Kreise. Schmerzen krochen wie flüssige Lava durch ihren Körper, und die Erschöpfung

nagte wie ein Heer großer, unsichtbarer Ratten an ihren Kräften.
Allmählich begann Panik in ihr aufzusteigen. Sie fühlte sich schwach, hilflos und ausgeliefert, eine willenlose Marionette, mit der Ulthar nach Belieben spielen konnte.
Der Gedanke weckte Trotz in ihr. Es war nicht das erste Mal, daß Asmodis oder einer seiner Schergen sie in eine scheinbar ausweglose Situation manövriert hatte. Sie durfte jetzt nicht aufgeben. Solange auch nur die Spur einer Chance bestand, würde sie kämpfen.
Sie stemmte sich hoch, tastete sich an den seltsam schrägstehenden Wänden weiter und kroch mit zusammengebissenen Zähnen auf den Ausgang zu. Der Weg schien endlos zu sein. Als sie den Ausgang endlich erreicht hatte, hatte sie das Gefühl, stundenlang durch diesen überdimensionalen, stählernen Sarg gekrochen zu sein.
Vor ihr lag ein weiterer, schmaler Gang. Auch hier waren Wände, Decke und selbst der Fußboden mit unzähligen Spiegeln verkleidet.
In unregelmäßigen Abständen zweigten Türen von dem Gang ab; halbgeschlossene Schiebetüren, runde, an Rattenlöcher erinnernde Stollen oder einfach gezackte Öffnungen, die wie mit roher Gewalt in die schimmernden Wände gebrochen zu sein schienen.
Damona taumelte vorwärts, visierte wahllos eine Tür an und stolperte hinein.
Auch hier Spiegel. Blinkende, schimmernde, spiegelnde Flächen in allen nur denkbaren Größen und Formen, tausendfacher Irrsinn, aus dem ihr ihr eigenes, angstverzerrtes Gesicht entgegenstarrte.
Allmählich begriff sie, wo sie sich befand. In einem endlosen, sinnverwirrenden Labyrinth des Wahnsinns, das den einzigen Zweck hatte, ihren Verstand zu verwirren und ihre Widerstandskraft zu brechen.
Sie hämmerte in blinder Verzweiflung gegen die Wand, schlug sich die Knöchel blutig und taumelte weiter. Die Gänge schienen endlos zu sein. Immer wieder taten sich neue Abzweigungen auf, prallte sie gegen unsichtbare Hindernisse oder spiegelnde Flächen, die aus dem Nichts heraus zu materialisieren schienen.
Illusion, hämmerten ihre Gedanken. Es ist nichts als Illusion.
Aber das Wissen half nichts. Der Wahnsinn, der in diesen blinkenden, polierten Wänden lauerte, hatte seine Krallen bereits nach ihr ausgestreckt.
Sie brach in die Knie, wimmerte wie ein verängstigtes Kind und kroch auf allen vieren weiter.
Die Veränderung kam so plötzlich, daß sie wie ein Schock wirkte.
Vor einer tausendstel Sekunde war sie noch über den Boden dieses wahnsinnigen Labyrinths gekrochen. Jetzt befand sie sich in einem kleinen, runden Raum, dessen Wände und Decke in mildem Licht strahlten.

Vor ihr hing ein riesiger Spiegel.

Damona sah den schwachen Reflex ihres eigenen, zusammengekrümmten Körpers auf dem Glas; aber sie sah auch die zweite Gestalt, eine hochaufgerichtete, schlanke Frauengestalt, die in einem wallenden schwarzen Umhang gekleidet war und sie spöttisch musterte.

Sie selbst.

Die Frau im Spiegel glich ihr bis aufs Haar. Ihr Gesicht, die Figur, die dunklen, lose herabfallenden Haare – wie oft hatte sie dieses Bild im Spiegel betrachtet?

Und doch schien es keine zwei Menschen auf der Welt zu geben, die sich weniger ähnelten.

Diese Damona King war *böse*.

Es war, als stünde sie einer Essenz aller negativen Eigenschaften ihrer selbst gegenüber, als hätte jemand alles Positive, jeden Gedanken an Liebe und Freundschaft und Mitleid und Nächstenliebe ins Gegenteil verkehrt, um ein vieltausendfaches verstärkt und auf dieses Ebenbild von ihr übertragen.

»Komm, Damona«, sagte ihr Ebenbild.

Ihr Körper bewegte sich gegen ihren Willen. Sie stand auf, strich sich das Haar aus dem Gesicht und ging mit steifen, ungelenken Schritten auf den Spiegel zu. Hinter ihrer Stirn tobte ein Chaos. Der erste Angriff, dieses erste, dunkle Ebenbild, gegen das sie gekämpft hatte, war nichts als ein Spiel Ulthars gewesen, ein harmloses Geplänkel, mit dem er ihre Kraft messen und sie in Sicherheit wiegen wollte. Diesmal, das spürte sie, würde es keine Gegenwehr geben.

Ihre Finger berührten das Glas. Es fühlte sich seltsam warm und anschmiegsam an, fast wie ein lebendiges, atmendes Wesen.

In den Augen ihres Spiegelbildes leuchtete Triumph auf, Sekundenbruchteile, bevor sich ihre Körper vereinigten und zu einem flammenden, gleißenden Ball gegensätzlicher Energien wurden.

Damona schlug mit aller geistiger Macht zu. Für einen nicht meßbaren, unendlich kurzen Zeitraum war die Barriere zwischen ihnen nicht mehr vorhanden, als sich ihr dunkles Ebenbild anschickte, ihren Platz einzunehmen und sie selbst zu einer Gefangenen des Spiegels zu machen.

Sie spürte, wie sich der Geist ihres negativen Duplikats unter dem furchtbaren Schlag aufbäumte. Eine sengende, sonnenhelle Lohe schien ihren Verstand zu verbrennen. Sie taumelte zurück, schlug in irrsinniger Qual die Hände gegen die Schläfen und fiel zu Boden.

Sekunden, bevor sie das Bewußtsein verlor, sah sie noch, wie ihr Duplikat von einem unsichtbaren Wirbel erfaßt und in sein gläsernes Gefängnis zurückgerissen wurde. Dann versank die Welt in gnädiger Dunkelheit.

***

Brandgeruch lag in der Luft, als sie erwachte.

Damona blinzelte, öffnete die Augen und sah sich verwirrt um.

Der Raum hatte sich auf chaotische Weise verändert. Die ehemals makellosen Wände waren fleckig und geschwärzt. In der Decke gähnte ein fast metergroßes Loch, durch das bleiches Morgenlicht hereinsickerte.

Ihr Blick wanderte weiter und tastete fast angstvoll nach dem Spiegel. Er war zerbrochen.

Der dünne, kostbare Rahmen war wie von einer ungeheuren Gewalt zerfetzt worden, und die Trümmer des Glases waren über den ganzen Raum verteilt, als wäre er von einer fürchterlichen Explosion zerrissen worden.

Von ihrer Doppelgängerin war keine Spur mehr zu entdecken.

Damona stand mit geschmeidigen Bewegungen auf. Sie fühlte sich immer noch müde und ausgelaugt. Blut aus unzähligen winzigen Schnittwunden lief über ihr Gesicht und ihre Hände, und in ihrem Kopf saß ein dumpfer Schmerz, der jeden Schritt zur Qual werden ließ.

Aber sie wußte jetzt, daß Ulthar nicht unbesiegbar war. Selbst den Fähigkeiten seiner magischen Spiegel waren Grenzen gesetzt.

Sie sah sich nach einem Ausgang um, fand keinen und sah stirnrunzelnd nach dem Loch in der Decke. Der Raum war niedrig – ihre ausgestreckten Fingerspitzen berührten fast die gezackten Ränder des Loches. Sie ging in die Knie, federte zwei-, dreimal und stieß sich dann mit aller Kraft ab.

Die Sonne ging mit einem flammenden Feuerwerk aus Rot und Gold am Horizont auf, als sie das Gebäude verließ und auf den staub- und unratbedeckten Boden Coney Islands hinuntersprang.

Sie lief ein paar Schritte, blieb stehen und besah sich das Gebäude ein letztes Mal.

Es wirkte schäbig.

ENDE